

III. Kapitel: das Problem der Verabschiedung des Repräsentationalismus – die zwei Phasen von Rortys Verabschiedungsversuch und ihre Methoden

Rorty selbst gibt sich bescheiden. Er bezeichnet sich als Synkretisten und Eklektiker, den man zu Unrecht wegen seiner Originalität gelobt habe. Er sei nichts anderes als einer der Handlanger und Popularisier der starken Philosophen vor ihm.¹ Unabhängig von dieser (selbstironischen?) Selbsteinschätzung ist jedoch sein Sprachpragmatismus als Versuch anzusehen, eine Metapher für die Sprache zu erneuern und mit dieser nun eine Transformation des Common Sense erreichen zu wollen. Dies bedeutet aber: Rorty will ein starker Poet, genauer ein starker Philosoph und Prophet des neuen Pragmatismus werden – mit dem Interesse, überkommene Probleme aufzulösen, statt zu lösen.² Welchen Status besitzt aber dann sein Versuch der pragmatistischen Neubeschreibung von Wissen und Sprache. Handelt es sich bei seinen Äußerungen, mit denen er diese Neubeschreibung durchsetzen will, um Argumente oder um Metaphern?³ Gelingt es ihm, Sellars' logischen Raum der Gründe zu erweitern, oder bleibt er im normalen Diskurs der Erkenntnistheorie verhaftet?

In *Kapitel III.1* wird zunächst die Frage nach der Möglichkeit einer radikalen Verabschiedung des Repräsentationalismus durch die im vorherigen Kapitel vorgestellte Neubeschreibung von Wissen und Erkenntnis behandelt. Mit ihr versucht Rorty, eine Position jenseits der Erkenntnistheorie zu erlangen. Dieser Versuch wird anhand einer Darstellung der Kritik, die ihn abwechselnd des Idealismus, des Realismus und des Skeptizismus bezichtigt, näher untersucht. Die Untersuchung führt zu Rortys Anspruch, keine Überwindung des erkenntnistheoretischen Paradigmas durchzuführen, sondern dessen Verabschiedung durch Neubeschreibung.

Gegen Rortys eigene „Methodophobie“ wird im zweiten und dritten Unterkapitel gezeigt, dass dieser *Verabschiedungsversuch in zwei Schritten* unter Verwen-

1 Vgl. WF, 18ff. In Rorty in Knobe (1995), 71 bemerkt Rorty, dass er kein eigenes Projekt verfolgen würde, denn er verfüge nicht über das Talent der Originalität, sondern allein über das zur Bricolage, indem er die Ideen anderer aufgreife und miteinander verknüpfe.

2 Vgl. KIS, 47. Vgl. dazu Hall (1994), 200; Rumana (2002), xi.

3 Vgl. Baltzer (2001), 32.

dung je eigener Techniken und Methoden betrieben wird. Die erste, kritische „Aufweichungsphase“ (*Kapitel III.2*) ist gekennzeichnet durch die traditionelle Technik der Argumentation innerhalb des alten Vokabulars mit dem Ziel, dessen Inkonsistenz zu erweisen. Diese Technik wird maßgeblich unterstützt durch eine therapeutische Ideengeschichte, in der die Kontingenz des alten Vokabulars und seiner Probleme erwiesen werden soll. Diese Historisierung philosophischer Fragestellungen leistet nach Rorty auch die Hauptarbeit zur Vorbereitung der zweiten Phase der Verabschiedung. In dieser, konstruktiven Phase (*Kapitel III.3*) wird schließlich eine alternative Neubeschreibung angeboten, die sich um die alten Probleme und Positionen nicht mehr kümmert und statt dessen eine neue Fragerichtung entwirft. Da es sich hier um einen „Anwendungsfall“ des nicht-normalen Diskurses über Vokabulargrenzen hinweg handelt, ist diese Neubeschreibung als werbende Erzählung beziehungsweise Überredung zu betrachten. Allerdings wird im Rahmen dieser Rekonstruktion – zum Teil unter Korrektur von Rortys eigener Überbetonung des romantischen Moments der Neubeschreibung – betont, dass es sich hier um eine Überredung auf der Basis einer Nützlichkeitsargumentation handelt. Diese partielle Korrektur ändert nichts daran, dass die zweite Phase der Verabschiedung durch Neubeschreibung der „Ort“ der von Rorty häufig verwendeten rhetorischen Strategien ist. Zu diesen gehören insbesondere das Verstecken hinter Autoritäten, die Anrufung von Wir-Gruppen, das starke Fehllesen anderer Autoren, utopische Erzählungen und die dramaturgische Zuspitzung zu Alles-oder-Nichts-Alternativen. Die Rekonstruktion dieser letzten Strategie anhand der von Rorty behaupteten exklusiven Alternative „radikaler Pragmatismus oder Metaphysik“ leitet zum letzten Kapitel dieses Teils über.

III.1 Radikaler Sprachpragmatismus als Antirepräsentationalismus? – Rortys „Methode“ der Verabschiedung in zwei Schritten

III.1.1 Jenseits von Idealismus, Realismus und Skeptizismus?

Rorty verortet seinen antirepräsentationalistischen Pragmatismus jenseits von Realismus und Antirealismus. Er beansprucht, mit ihm eine Position jenseits der traditionellen Erkenntnistheorie erreicht zu haben.⁴ Aber gelangt er als Antirepräsentationalist wirklich zu einer Position jenseits von Idealismus (a), Realismus (b) und Skeptizismus (c)?

(a) Viele Kritiker sehen in Rortys Version des Pragmatismus nur eine neue, unverantwortliche Version des Idealismus. Rorty sei – nach einigem Schwanken – schließlich doch auf die idealistische Seite gefallen. Sein Antirepräsentationalismus wird als verfehlt antirealistische Neubeschreibung von Erkenntnis kritisiert, die

4 Siehe dazu den programmatischen Titel von Rorty (1986): *Beyond Realism and AntiRealism*.

den privilegierten Status der Naturwissenschaften negiere.⁵ Auch ein eher wohlgesonnener Kritiker wie Charles Taylor sieht Rorty durch seinen Antirealismus unfreiwillig immer noch als Gefangenen der erkenntnistheoretischen Tradition. Denn er versuche wiederum eine *ex ante* Theorie des Wissens aufzustellen.⁶ Ohne es zu benennen, folgen Kritiker wie Taylor damit Kants Einschätzung, dass alle Indifferentisten, die Gleichgültigkeit bei Fragen erkünsteln wollen, deren Gegenstand der menschlichen Natur nicht gleichgültig sein kann, in die metaphysische Betrachtungen zurückfallen, gegen die sie Verachtung vorgeben – unabhängig von den nachvollziehbaren Motiven ihrer Gleichgültigkeit.⁷

Rorty selbst ist sich bewusst, dass für seine realistischen Kritiker jenseits der Frage „Realismus oder Antirealismus?“ nur ein weiterer Antirealismus liegt. Er beharrt aber darauf, kein Antirealist in dem von Taylor unterstellten Sinne zu sein.⁸ Diese Studie schließt sich in der Nachfolge verschiedener anderer (durchaus kritischer) Interpreten Rortys Selbstseinschätzung an. Trotz gelegentlicher „Flirts“ mit dem Idealismus wird ihm als Antirepräsentationalisten zu Unrecht eine antirealistische Haltung unterstellt. Der Vorwurf des linguistischen Idealismus ist schlicht unsachlich.⁹ Sein Kontextualismus folgt zwar der kohärenztheoretischen Hauptthese des Idealismus: „Wahrheit werde nicht durch Übereinstimmung mit der inneren Natur des Gegenstandes bestimmt, sondern durch Kohärenz.“¹⁰ Der Versuch einer pragmatistischen Verabschiedung der Korrespondenztheorie der Wahrheit bedeutet aber nicht, die Existenz vom Menschen unabhängiger „Entitäten“ zu leugnen. Bestritten wird nicht die Existenz kausal unabhängiger Dinge, sondern nur die Möglichkeit, auf eine von unserer Sprache unabhängige, qualifizierte Welt Bezug nehmen zu können und damit die Idee, dass es *unabhängig* von unseren Sprachspielen noch so etwas wie *die* Wahrheit gibt:

„Wir müssen zwischen der Behauptung, dass die Welt dort draußen ist, und der Behauptung, dass Wahrheit dort draußen ist, unterscheiden [...] Wahrheit kann nicht dort draußen sein – kann nicht unabhängig vom menschlichen Geist existieren –, weil Sätze so nicht existieren oder dort draußen sein können. Die Welt ist dort draußen, nicht aber Beschreibungen der Welt.“¹¹

5 Vgl. Heal (1990), 114; Shusterman (2000), 108f. Diese Linie der Kritik wird insbesondere aus der bis heute „pro-realistischen“ Grundhaltung der analytischen Philosophie gespeist.

6 Vgl. Taylor (1990), 258f, 265ff.

7 Vgl. Kant, KrV, A xf.

8 Vgl. WF, 142; Rorty (1986), 110.

9 Vgl. Kögler (1992), 217f; Wolf (2001), 232.

10 PZ, 126.

11 KIS, 24f.

Rorty grenzt sich zugleich vom Realismus *und* vom Idealismus ab. Die Kritik der Realisten, sein pragmatistischer Abschied vom realistischen Wahrheitsbegriff sei nur eine Variante des Idealismus, beruht auf der Unterstellung, auch er schließe aus der Tatsache, dass die Welt nur über Interpretationen zugänglich ist, darauf, dass die Realität mit dem Produkt der Interpretation gleichzusetzen ist. Diesem idealistischen Fehlschluss folgt Rorty aber gerade nicht. Seine instrumentalistische und naturalistische Sicht der Sprache betont sogar das vorherige Dasein der Gegenstände (wenn auch nur als nützliche Hypothese) und führt daher nicht in den Idealismus.¹²

Dessen Kritik am Realismus wird nur als Mittel zu dem Zweck verwendet, die ganze Debatte zwischen Idealismus und Realismus hinter sich zu lassen. Rorty will das Gute am Idealismus bewahren und sich zugleich dessen Metaphysik entledigen. Er grenzt daher, trotz offensichtlicher Ähnlichkeiten, seine Position klar vom Idealismus ab: „Can the ubiquity of language ever really taken seriously? Can we see ourselves as never encountering reality *except under a chosen description* [...] This question has nothing to do with ‚idealism‘“. ¹³ Rortys Antirepräsentationalismus ist eine Variante des Neutralismus. Er bezieht sich dabei auch hier wieder auf den späten Wittgenstein, nach dem die Sprachphilosophie ontologisch neutral ist und daher nicht die Rolle des ontologischen Platzanweisers übernimmt.¹⁴ Statt eine Form des Idealismus vertritt er – wie oben gezeigt – einen holistischen Sprachspiel-Nominalismus. Dessen kohärentistische Kernthese, dass nur ein anderer Satz für die Wahrheit eines Satzes relevant sein kann, enthält per se keine metaphysische Implikationen.¹⁵

(b) Was Rortys Beziehung zum Realismus angeht, scheint die Angelegenheit einfach. Seine Kritik am Realismus und dessen Inkonsistenz wurden oben dargestellt. Stellvertretend für viele Realisten sei hier aber erneut Charles Taylor angeführt. Dieser kritisiert Rortys Beschreibung seiner realistischen Widersacher. Damit werde nur eine Karikatur des (metaphysischen) Realismus getroffen, aber nicht die eigentliche Alternative eines pragmatischen Realismus, der eine gelassene Rede über die Realität erlaube, ohne in den Repräsentationalismus zurückzufallen. Rortys Vorschlag einer Verabschiedung des Realismus gewinne seine Verführungskraft

12 Vgl. HSE, 52f; ORT, 101. Vgl. dazu u.a. Kögler (1992), 218; Ramberg (2000), 133f; Hall (1994), 216f; Rumana (2000), 13.

13 COP, xxxix [Herv. i. O.]; vgl. COP, xvi; WF, 156ff; Saatkamp (Hg.) (1995), 195. Rorty selbst kritisiert auch seinen frühen Text *Die glücklich abhandgekommene Welt* (= Rorty (1976) – eine Art Flirt mit dem Idealismus; vgl. Rorty in Saatkamp (Hg.) (1995), 191.

14 Vgl. dazu Berberich (1991), 82f. Rortys Neutralismus zeigt sich an Thesen wie dieser: „Wir halten beispielsweise die Frage für sinnlos, ob die Wirklichkeit in letzter Instanz geistig oder materiell ist.“ (PZ, 103). Zur Einordnung von Rorty als Vertreter des Neutralismus; vgl. Willaschek (2000), 29.

15 Vgl. PZ, 129f. In seiner letzten Aufsatzsammlung, *Philosophie als Kulturpolitik* betont Rorty einen prinzipiellen Unterschied zum Idealismus. Dieser argumentiere metaphysisch und erkenntnistheoretisch, während sein Pragmatismus letztlich kulturpolitisch argumentiere; vgl. PAK, 271. Rorty behauptet eben nicht, seine Theorie habe die Wahrheit über das Erkennen formuliert, sondern diese sei besser für die liberale Gesellschaft.

nur daraus, dass er die Unterscheidung zwischen Theorien des metaphysischen Realismus und dem unausweichlichen Alltagsrealismus unterschläge. Mit der vollständigen Aufgabe des Realismus, die alles Reden über Realität diskreditiere, sei man aber nicht mehr in der Lage, Intuitionen unserer Sprachpraxis zu rekonstruieren und werde gezwungen, für den Alltag wichtige Unterscheidungen zu banalisieren.¹⁶ Taylor geht es um die Rettung des Alltagsrealismus und er unterstellt – wie oben bereits erwähnt –, dass Rortys allzu schnelle Verabschiedung des Realismus, mitten in den Problemen der Erkenntnistheorie stecken bleibt. Dieser Kritik schließt sich zum Beispiel auch Hans-Herbert Kögler an, wenn er die fehlende Reflexion auf die impliziten ontologischen Prämissen von Rortys radikalen Nominalismus moniert. Eine fehlende Reflexion, die aus der Sicht der Realisten unausweichlich einen – uneingestanden – (Alltags-)Realismus zu Tage bringt. Denn für die realistischen Kritiker gilt: Die Schlüsselfrage lautet nicht, ob man Realist oder Antirealist ist, sondern welche Art von Realismus man philosophisch vertritt.¹⁷

Zunächst ist festzuhalten, dass die oben diskutierte naturalistische Einbettung von Rortys Instrumentalismus nur auf den ersten Blick einen nicht eingestandenem scientistischen Realismus-Ersatz darstellt. Der vorausgesetzte Darwinismus selbst wird instrumentalistisch verstanden. In Rahmen eines instrumentalistisch verstandenen darwinistischen Welt- und Menschenbildes findet aber auch der Realismus der Alltagspraxis bei Rorty seinen Platz. Der Streit geht also im Kern darum, ob dieser in einer Theorie der Erkenntnis rekonstruiert werden soll. Rortys Ziel lautet, den Realismus aus der Philosophie herausdrängen, zurück in die Alltagspraxis und in die Wissenschaften, hier insbesondere in die Biologie. Die einzige Lesart des Realismus, die dann noch übrig bliebe, sei der triviale, uninteressante Common-Sense-Realismus, und ein unschädlicher, weil undefinierbarer Begriff des Bezogenseins. Konsequent instrumentalistisch, behalten die Begriffe Gegenstand und Welt aber weiterhin „nur“ den Status einer nützlichen Art zu sprechen.¹⁸ Darüber hinaus lehnt Rorty jede philosophische Vorstellung von „Welt“ als notwendige transzendente Idee ab. Auch die hermeneutische Vorstellung eines – realistisch verstandenen – notwendigen gemeinsamen Objektes der Bezugnahme der Interpretation fällt weg. Philosophische Versuche, den Alltagsrealismus zu rekonstruieren, wurden und werden von Rorty abgelehnt und als Rückfall in die Erkenntnistheorie angesehen.¹⁹

Für die Richtigkeit der These eines unvermeidlichen *philosophischen* Realismus scheint aber eine Selbstkorrektur von Rorty in neuerer Zeit zu sprechen: In einer Antwort auf Bjørn Rambergs Kritik versucht er eine vorsichtige Wiederversöhnung von Pragmatismus und Realismus! Als Anhänger von Davidsons Interpretationstheorie der Triangulation sieht er sich zu einer teilweisen Rehabilitierung des

16 Vgl. Taylor in 03Guignon/Hiley172ff. Auch Bernard Williams plädiert in Abgrenzung von Rorty für eine unproblematische Form des empirischen Alltagsrealismus; vgl. Williams, B. (2003), 207.

17 Vgl. Kögler (1992), 289ff

18 Vgl. WF, 138, 195, 200; Rorty (1982b), 348, Fn. 26.

19 Zur Kritik an Taylors Versuch siehe WF, 137-142. Zur Kritik an Putnams gegenwärtige Position des *direct realism* siehe Rorty in Brandom (Hg.) (2000), 90.

Realismus genötigt: „What is true in pragmatism is that what you talk about depends not on what is real but on what it pays you to talk about. What is true in realism is that most of what you talk about you get right.“²⁰ Sein Sprachpragmatismus sträubt sich damit nicht mehr gegen die Artikulation von Wort-Welt-Beziehungen, allerdings seien diese weder kausaler noch repräsentationaler Art. Ironischerweise kehrt die Entsprechung bei Rorty *pragmatisch* wieder. Unsere Handlungsgewohnheiten müssen, um ein Zurechtkommen mit der Wirklichkeit zu erlauben, irgendwie auf diese passen. Entsprechung scheint also ein Stehaufmännchen zu sein, das man nicht so leicht los wird.

Rortys Zugeständnisse passen in die generelle Tendenz zum pragmatischen Realismus innerhalb des Neopragmatismus. Er scheint selbst inzwischen auf dem Weg in Richtung dieser Position, gedrängt durch die Kritik anderer Pragmatisten, wenn er die These äußert, dass sein nun gefundener Kompromiss zwischen Realismus und Pragmatismus in etwa Putnams internen Realismus entspricht.²¹ Die zentrale Einsicht des internen Realismus hatte Rorty bereits in *Der Spiegel der Natur* formuliert. Die Rede von der Wirklichkeit-an-sich muss durch die der Wirklichkeit-unter-einer-Beschreibung abgelöst werden.²² Mit seiner Variante des internen Realismus versucht er allerdings, seiner generellen Linie des Antirepräsentationalismus treu zu bleiben. Um nicht wieder in die alten Probleme des Repräsentationalismus zu geraten, gilt für ihn weiterhin: Kein Bereich der Kultur und keine Epoche erfasst die Realität besser. Die Unterschiede bestehen in deren relative Effizienz, verschiedenen Zwecken zu dienen. Auch wenn die Welt als Pol im Prozess der Triangulation verstanden werden müsse, dürfe man nicht aus dem Begriff der Bezugnahme und der generellen Wahrheitsunterstellung im Rahmen der Interpretation auf gelungene Repräsentation im Einzelfall schließen. Für Rortys sprachspielpragmatischen Rechtfertigungsholismus gilt weiterhin, dass es in diesem Prozess keine Normen gibt, die uns durch die sogenannten Fakten gegeben würden.²³

Die zentrale Unterscheidung, mit der Rorty nach der partiellen Korrektur seines Antirepräsentationalismus operiert, ist diejenige zwischen der Ebene der Einzeldinge und der allgemeinen Ebene. Die Vorstellung von Repräsentation *der* Wirklichkeit als Ganze auf letzterer Ebene wird weiterhin entschieden abgelehnt. Sie setze ein „parmenidisches Superding“²⁴ namens fixer Realität unabhängig von unseren

20 Rorty in Brandom (Hg.) (2000), 374.

21 Vgl. Rorty in Brandom (Hg.) (2000), 376. Eine Position, die Putnam inzwischen zugunsten des oben erwähnten *direct realism* bereits wieder geräumt hat. Die Rückkehr zum natürlichen Realismus des Common Sense durch Putnam und andere moderate Neopragmatisten wird aber von Rorty abgelehnt; vgl. Rorty (2003c).

22 Vgl. SN, 409.

23 Vgl. Rorty in Brandom (Hg.) (2000), 374ff.

24 Rorty (2003c). An dieser Stelle kann man sich fragen, ob Rorty nicht wieder zu rhetorischen Zwecken einen Popanz aufbaut, der dann um so leichter zur Verabschiedung freigegeben werden kann. – Es lässt sich allerdings auch ein ernsthaftes ethisches Motiv für seine fortdauernde Ablehnung der Idee der einen Wirklichkeit angeben: Sein Antiautoritarismus.

Rechtfertigungspraktiken voraus. Rorty unterscheidet zwischen einer großgeschriebenen wirklichen „WIRKLICHKEIT“²⁵ als Erfindung der Philosophen und der Wirklichkeit als Gesamtheit der Dinge wie Sterne, Menschen und Biber. Während wir von Ersterer nie sicher sein können, dass wir damit in Berührung stehen, stehe Letztere für eine Ansammlung von Einzeldingen, bei denen die Idee der Repräsentation kein philosophisches Problem darstellt. Der Ausdruck „let’s get it right!“ ist darüber hinaus für Rorty nur angebracht als Ausdruck eines Konsens über das Ziel der Forschung auf einem bestimmten Gebiet – sei es im Rahmen des Common Sense oder innerhalb einer Expertenkultur. Ansonsten solle dieser Ausdruck durch so etwas wie „let’s try something different!“ ersetzt werden.²⁶ Die Suche nach Wahrheit als Erfassen der Realität soll weiterhin eingegliedert bleiben in die übergeordnete Suche nach Glück. Der sprachpragmatische Instrumentalismus soll das letzte Wort über konkurrierende Beschreibungen haben: „Utility for human happiness is all that distinguishes them.“²⁷

(c) Während Rorty selbst seinen Antirepräsentationalismus nicht als sprachphilosophische Neuaufgabe des Skeptizismus versteht und sich schlicht nicht mehr um den Skeptiker kümmern will, wird er jedoch als solcher interpretiert. So etwa von Bernard Williams: „Der Umstand, dass die Pragmatisten ihrerseits nichts für den philosophischen Skeptizismus übrig haben, schließt nicht aus, dass sie einige der gleichen Fehler begehen.“²⁸ Eine Standardinterpretation sieht mit Williams in Rortys Kritik des Repräsentationalismus nur eine verallgemeinerte Version des skeptischen Arguments des Schleiers der Wahrnehmung. Der Schluss von der Annahme eines metaphysischen Spaltes zwischen Sprache und Realität, der nicht überbrückt werden kann, auf die These, es gebe nichts außerhalb der Sprache, das ein Grund für Wissen sein könnte, sei aber zu einfach. Aus dem Argument des Schleiers der Wahrnehmung ließe sich auch keine generellen Schlussfolgerungen über die Aus-

25 PAK, 186 [Herv. i. O.]; vgl. auch schon WF, 132. Hier verwendet Rorty, wie vor allem auch in der Debatte über den Wahrheitsbegriff und die richtige Konzeption von Philosophie, erneut die rhetorische Technik der Unterscheidung zwischen groß- und kleingeschriebener Schreibweise des jeweiligen Begriffes. Siehe hierzu auch unten Kap. VI.2.1, in dem Rortys Konzeption von „philosophie“ dargestellt wird.

26 Vgl. PAK, 186ff, 217ff; Rorty (2003c); Rorty (2003e). In einer Antwort auf eine Nachfrage zu diesem Thema betonte Rorty, dass der Begriff „interner Realismus“ letztlich kein nützlicher und wirklich verständlicher Begriff sei. Seine „partial reconciliation of pragmatism and realism“ betreffe daher nur die Redeweise „getting snow“ right“ und nicht „getting reality right“: „I do not think that talk about “reality” can ever be made useful, even though talk about the relations between our assertions about snow and snow can.“ (Rorty (2006c), 768).

27 Rorty in Brandom (Hg.) (2000), 376. Um Inkonsistenzen zu vermeiden, sollte Rorty seinen „internen Realismus“ daher konsequent innerhalb seines Instrumentalismus denken. Die Idee der Welt bzw. der „Realität“ selbst würde damit instrumentalistisch „bloß“ als eine nicht notwendige, aber für die Praxis nützliche Vorstellung angesehen.

28 Williams, B. (2003), 199. Rorty selbst fördert eine Interpretation als Skeptiker, indem er etwa die pyrrhonischen Skeptiker als Proto-Pragmatisten bezeichnet; vgl. PZ, 180.

sichten der Erkenntnistheorie als Ganzes ableiten, schon gar nicht das Fazit einer Sackgasse der Erkenntnistheorie.²⁹

Für Rorty ist der Skeptizismus die notwendige Kehrseite der Suche nach Gewissheit der Philosophie als Erkenntnistheorie. Die Bedrohung des Skeptizismus sei untrennbar mit der fundamentalistischen Erkenntnisauffassung verbunden und deren Suche nach einem archimedischen Punkt. Der Gedanke der Repräsentation und insbesondere der Realismus machten überhaupt erst den Skeptizismus verständlich.³⁰ Auch der Skeptizismus sei noch ein Repräsentationalismus, da er ebenfalls im Bild des Bewusstseins beziehungsweise der Sprache als Medium der Abbildung gefangen sei. Er gewinne seine Kraft genau aus den Metaphern der Repräsentation, die der Antirepräsentationalist verabschieden will. Gegen den Skeptizismus und dessen Argument vom Schleier der Wahrnehmung betont Rorty, dass man die Erkenntnis nicht zwingend nach dem Vorbild der Gesichtswahrnehmung begreifen müsse:

„Argumente, die die verzerrende Wirkung der Sprache ins Spiel bringen, erwidern sie mit der Feststellung, dass die Sprache kein Medium der Repräsentation ist, sondern ein Austausch von Zeichen und Geräuschen, der zur Erreichung spezifischer Zwecke vollzogen wird. Es kann der Sprache nicht misslingen, etwas genau zu repräsentieren, denn sie hat überhaupt nie etwas repräsentiert.“³¹

Seine Aufforderung lautet daher auch an den Skeptiker: „Wir sollten die Vorstellung fallen lassen, wonach die Erkenntnis darauf aus ist, die Realität zu *repräsentieren*.“³² Die erkenntnistheoretische Philosophie hingegen arbeitet nach Rorty noch immer die Konsequenzen der kontingenten Spiegelmetapher aus. Sie überlebe heute nur, weil einige Philosophieprofessoren immer noch finden, dass es wichtig ist, den Skeptiker ernst zu nehmen. Dies sei eine nutzlose spirituelle Übung. Nur solange man die menschliche Erkenntnis als philosophischen, nicht-empirischen Untersuchungsgegenstand ansieht, solange werde auch der Skeptizismus aktuell bleiben. Erkenntnistheorie und Skeptizismus seien füreinander geschaffen und sollten dementsprechend gemeinsam verworfen werden.³³

Durch den radikalen Pragmatismus ist nach Rorty also ebenfalls die Verabschiedung des Skeptizismus möglich. Auch dieser sei allein auf der Basis des Dualismus von Schema und Inhalt plausibel. Lasse man diesen Dualismus mit Davidson fallen, werde zugleich die Skepsis witzlos.³⁴ Sie könne durch die pragmatische, instrumentalistische Bezugnahme auf die Praktiken von realen menschlichen Wesen, die in kausaler Interaktion mit dem Rest der Natur stehen, abgewehrt werden. Denn diese Bezug-

29 Vgl. dazu etwa Malachowski (1990a), 144ff.

30 Vgl. ORT, 155. Zu dieser verbreiteten These über den Zusammenhang von Realismus und Skeptizismus, wie sie unter anderem von Thomas Nagel und Michael Williams vertreten wird, siehe Willaschek (2000), 13.

31 HSE, 40f; vgl. KIS, 33. Vgl. dazu Bernstein (1986), 40f.

32 HSE, 24.

33 Vgl. Rorty (2000a), 151, SN, 51; Rorty in Saatkamp (Hg.) (1995), 226.

34 Vgl. Rorty (1990d), 60.

nahme erlaube keinen generellen Skeptizismus, sondern nur einen detaillierten Skeptizismus über diese oder jene Meinung innerhalb unseres Netzes der Interpretation. Nominalistischer Holismus und antiskeptischer Fallibilismus gehen für Rorty Hand in Hand.³⁵ Der theoretische Hauptvorteil der antirepräsentationalistischen Verschiebung weg von der (platonischen) Gegenüberstellung von Erscheinung und Wirklichkeit hin zur Gegenüberstellung von Vergangenheit und Zukunft sei gerade, dass sie helfe, über die unbeantwortbare Frage des Skeptikers hinwegzuhelfen.³⁶

Rortys pragmatischer Versuch des „Abschüttelns“ des Skeptikers geht dabei von folgender Diagnose aus: „In Wirklichkeit kann der Skeptiker durch nichts widerlegt werden – es ist unmöglich, zu leisten, was die Erkenntnistheorie zu leisten hoffte.“³⁷ Sein Pragmatismus geht daher den Weg einer therapeutischen Antwortstrategie auf den Skeptizismus, die die Einsicht vermitteln will, dass es kein skeptisches Problem zu lösen gibt. Wenn Rorty also schreibt: „Pragmatism is, in fact, the only way to answer the skeptic.“³⁸, dann handelt es sich eigentlich nicht um eine Antwort auf den Skeptiker. Der Pragmatist will eine Position jenseits von Metaphysik und Skepsis vorschlagen und daher die Frage des Skeptikers nicht beantworten, sondern zurückweisen beziehungsweise mit einem Achselzucken abtun. Für ihn sind Metaphysik *und* Skepsis nur die zwei Seiten derselben Münze, die er ohnehin aus dem Verkehr ziehen will. Es geht ihm um die Elimination, nicht um eine Lösung von repräsentationalistischen „Pseudoproblemen“ wie dem des Skeptizismus.³⁹

III.1.2 Das Problem der Verabschiedung des erkenntnistheoretischen Paradigmas und Rortys Verabschiedungsversuch in zwei Schritten mit je eigenen Methoden

Rorty sieht sich also damit konfrontiert, sowohl als Idealist als auch als heimlicher Realist, als auch als Skeptiker interpretiert zu werden. Ihm geht es dabei ähnlich wie seinem pragmatistischen Vorbild John Dewey. Dies ist schon ein Indiz dafür,

35 Vgl. WF, 157; ORT, 97, 157. Auch bei seiner Ablehnung des erkenntnistheoretischen Skeptizismus stellt sich Rorty in die Tradition des klassischen Pragmatismus, der das pragmatische doubt/belief-Schema an die Stelle des universellen Zweifels setzt; vgl. Rorty in Saatkamp (Hg.) (1995), xv.

36 Vgl. HSE, 68; PZ, 9.

37 SN, 322.

38 EHO, 32; vgl. SN, 131.

39 ORT, 3; vgl. Rorty in Vieth (Hg.) (2005), 143 u. insbes. Rorty (1990d), 65ff. Rorty selbst arbeitet dort diesen Punkt in Auseinandersetzung mit seinem Vorbild Donald Davidson aus. Für ihn macht Davidsons Theorie den entscheidenden Schritt zur Überwindung des Gegensatzes von Realismus und Idealismus und auch hin zu einer Position jenseits des Skeptizismus. Während aber Davidson glaubt, er liefere mit der Verabschiedung des Schema-Inhalt-Dualismus ein Argument gegen den Skeptizismus, meint Rorty, in Wirklichkeit sage Davidson dem Skeptiker, er solle sich davonscheren. Zu dieser Frage siehe auch Davidson (2004), 267f.

dass er ebenfalls eine Position zumindest quer zur gängigen erkenntnistheoretischen Debatte vertritt. Dabei versucht Rorty, jenseits des Diskurses der Erkenntnistheorie zu gelangen, indem er seinen Pragmatismus dezidiert als Antirepräsentationalismus bezeichnet. Da jede Partei versuche, die Terminologie so zu handhaben, dass es ihrem Standpunkt nützlich ist, will er das Vokabular seiner Gegner zurückweisen: „Wir müssen darauf pochen, dass man nicht auf jedes Argument in der Terminologie eingehen kann, in der es präsentiert wird.“⁴⁰ In diesem Sinne ist für ihn die Unterscheidung zwischen Repräsentationalismus und Antirepräsentationalismus auch zu trennen von Michael Dummetts Unterscheidung zwischen Realismus und Antirealismus als Binnenunterscheidung des Repräsentationalismus.⁴¹ Er sieht die neue große Scheidewand der zeitgenössischen Philosophie zwischen Repräsentationalisten und Antirepräsentationalisten. Es handele sich dabei um einen metaphilosophischen Streit zwischen Pragmatisten, die die alten metaphysischen Fragen auflösen wollen, und Antipragmatisten, die an den bis heute unbeantworteten Fragen an den Realisten und den Antirealisten festhalten wollen.⁴² Rortys will mit seinem pragmatischen Vokabular nicht länger *innerhalb* der Debatten der bisherigen Philosophie Stellung beziehen.⁴³ Er will die aus seiner Sicht überholte Frage „Realismus oder Antirealismus?“ und generell philosophische Fragen über unsere Beziehung zum Rest des Universums fallen lassen. Kurz, er will die gesamte Erkenntnistheorie auf den Abfall der Geistesgeschichte werfen, indem er sich von den repräsentationalistischen Voraussetzungen dieser Fragestellung verabschiedet. Eine pragmatisch-holistische Theorie der Erkenntnis ist nicht das eigentliche Ziel der Philosophie Rortys.⁴⁴ Diese würde nur den unfruchtbaren, über Jahrtausende währenden Streit der „Erkenntnisindustrie“⁴⁵ fortsetzen. Seiner pragmatischen Alternative geht es nicht darum, „eine Theorie der menschlichen Erkenntnis durch eine andere zu ersetzen, sondern [...] sie versucht, vom Gedanken ‚einer Theorie der menschlichen Erkenntnis‘ *überhaupt* wegzukommen.“⁴⁶ Durch eine Radikalisierung von John Deweys Instrumentalismus sollen die repräsentationalistische Erkenntnistheorie und damit zugleich der Essenzialismus verabschiedet werden.

Dagegen halten Rortys antipragmatistischen Kritiker am Projekt Erkenntnistheorie fest. Sie sind der Ansicht, dass die Diagnose einer Sackgasse der Erkenntnistheorie sich aus Rortys enger Sicht der Erkenntnistheorie ergibt. Außerdem mache er es sich zu einfach, wenn er meint, mit der Aufgabe des Gedankens der Repräsentation sich aus den Fesseln der Tradition lösen zu können. Eine schnelle Verabschiedung des Repräsentationalismus bedeute nicht, dass man notwendigerweise

40 SO, 102; vgl. Rorty (1997e), 5f.

41 Vgl. ORT, 2. Vgl. dazu Sandbothe (2001), 86f. Zu Dummetts Ausarbeitung der Unterscheidung Realismus/Antirealismus siehe Dummett (2000).

42 Vgl. PAK, 233f; Rorty (1990d), 94.

43 Vgl. Sandbothe (2001), 84.

44 Vgl. u.a. WF, 127; 407. Vgl. dazu Berberich (1991), 193.

45 WF, 415. Zur (positiv beurteilten) amerikanischen “Evasion of Epistemology“ siehe West (1989), 5, 239.

46 SN, 201 [Herv. i. O.]; vgl. auch SN, 387.

aus dem traditionellen Bild der Erkenntnis herausgestiegen ist, das man kritisiert. Es werde damit nur verdrängt und man stecke auf diese Weise sogar noch tiefer drin als zuvor. Denn wie alles Verdrängte werde es wiederkehren, zumindest in Verschiebungen. Wie kann Rorty aber dieser Falle entgehen? Wie kann er eine Position jenseits der „Erkenntnisindustrie“ erlangen? Wie kann er es anstellen, dass wir die überkommenen erkenntnistheoretischen Fragen nicht schärfer, wissenschaftlicher formulieren wollen, sondern das Interesse an diesen verlieren? Ist die gänzliche Überwindung dieser Fragen durch ein alternatives Metavokabular möglich? Dabei ist das Folgeproblem der Dekonstruktion alter Oppositionsbegriffe, dass das Neue nicht bloß mit Mitteln der argumentierenden Kritik eingeführt werden kann und ein unkontrollierbarer Irrationalismus droht. Wie ist also eine neue Sprachform möglich, welche die alten Kontroversen hinter sich lässt? Mit diesen Fragen sind wir mitten im Problem der Überwindung, das von Rorty selbst problematisiert wird:⁴⁷ „Suppose that one wants to escape from a philosophical vocabulary, to set it aside and view the problems posed in it as pseudoproblems, how do you go about it? How can you maintain enough contact with the vocabulary in order to criticize it while getting far enough from it not to have to answer questions phrased in its terms?“⁴⁸ Rorty spricht von einem „dialectical impasse“⁴⁹. Entweder man leugne die Existenz eines neutralen Metavokabulars, mit dem die Wahl zwischen zwei Vokabularen entschieden werden könnte, und wird dann der Rhetorik bezichtigt, oder man anerkenne das alte Vokabular des Repräsentationalismus durch den Versuch der argumentativen Überwindung. Dann sei allerdings ein Loslösen von den alten Problemen nicht möglich, denn man verbleibe in dem alten Vokabular: „Das Problematische an Argumenten gegen die Verwendung eines vertrauten und altehrwürdigen Vokabulars liegt darin, dass sie in eben dem Vokabular formuliert sein sollen, gegen das sie sich wenden.“⁵⁰ Man kann die Erkenntnistheorie nicht mit erkenntnistheoretischen Argumenten überwinden. Auch die „Anti-Position“ nimmt ihren Gegner noch Ernst, bleibt dessen Vokabular in ihrer Kritik verbunden und an es verhaftet.

Rortys Antwort auf das Dilemma der Überwindung besteht darin, keine Überwindung sondern eine Verabschiedung des Repräsentationalismus anzustreben (a). Er versucht, seinen „Durchbruch in eine neue philosophische Welt“⁵¹ durch eine

47 Vgl. Nagl (1986), 21ff. Zur Kritik an Rortys Verabschiedung der Erkenntnistheorie siehe insbes. Taylor (2003), 168; Malachowski (1990a), 143; 147ff.

48 Rorty (1986), 106. Rorty diskutiert dieses Problem dort im Rahmen einer Interpretation von Heidegger und Nietzsche. Zum Dilemma der Überwindung bei Heidegger und Derrida siehe KOZ, 120ff, 133.

49 Rorty (1986), 112.

50 KIS, 30. Schon in *Der Spiegel der Natur* sieht sich Rorty „in der schwierigen Lage, als Philosoph kraft seines Amtes Argumente liefern zu müssen, während er am liebsten bloß eine neue Terminologie vorschlagen würde, ohne von ihr zu beanspruchen, sie sei das eben entdeckte System der akkuraten Darstellung des Wesens der Dinge (beispielsweise des Wesens der Philosophie selbst).“ (SN, 401).

51 PAK, 231.

Verabschiedung in zwei Schritten – Kritik *und* kreative Neubeschreibung – zu erreichen (b).⁵²

(a) Zunächst zu dem wichtigen Punkt *Verabschiedung statt Überwindung*: Rorty nimmt den Ratschlag Heideggers ernst, es gelte vom Überwinden abzulassen und die Metaphysik sich selbst zu überlassen.⁵³ Die Probleme der Metaphysik und der Erkenntnistheorie sollten nicht mehr gelöst und überwunden werden, sondern deren zugrunde liegenden Unterscheidungen müssten zurückgewiesen und ab einem bestimmten Punkt einfach ignoriert werden. Er spricht in diesem Zusammenhang von der Wahl zwischen einer andauernden Sorge über die Realismus-Antirealismus-Frage oder einem „benign neglect“⁵⁴, einer gutwilligen Missachtung traditioneller Fragen durch das Erproben neuen Sinns. Rorty verortet sich hierbei erneut in der Tradition Thomas Kuhns. Zu Fortschritt in den Wissenschaften komme es nur dadurch, dass man sich weigert, alte Themen weiter zu diskutieren. Durch ein neues philosophisches Paradigma würden die Probleme des alten Paradigmas nicht auf neue, bessere Weise formuliert und gelöst, sondern vielmehr beiseitegeschoben.⁵⁵ So wolle auch der Pragmatist nicht die Lehrbuchprobleme des Repräsentationalismus rekonstruieren oder auch nur andauernd dekonstruieren. Er gebe sich damit zufrieden, sie als kontingente sprachliche Bilder auf die leichte Schulter zu nehmen. Denn aus seiner Sicht sollen sie nicht dekonstruiert, sondern eingekapselt und isoliert werden, um deren Verabschieden zu ermöglichen. Ziel ist ein ironisch-pragmatischer Abschied, ermöglicht durch das bewusste Ausweichen einer erschöpften Tradition. Dieses Ausweichen geschieht nach Rorty aufgrund der desillusionierten, aber reifen Einsicht, dass es zu dieser Tradition nichts Lohnendes mehr zu sagen gibt, und man daher das Thema wechseln sollte: „Pragmatists see the Platonic Tradition as having outlived its usefulness. This does not mean that they have a new non-Platonic set of answers to Platonic questions to offer, but rather that they do not think we should ask those questions any more. They simply want to change the subject.”⁵⁶

Mit ihrem Wechsel hin zu einem ganz anderen Konzept philosophischen Denkens wollen Pragmatisten nach Rorty nicht besseren Kandidaten für dieselben alten Dinge finden, sondern ein neues Vokabular begründen. Alte Ideen, wie zum Beispiel die Hingabe an die Wahrheit, werden entweder aufgeben oder drastisch uminterpretiert. Durch seine Verabschiedung des erkenntnistheoretischen Paradigmas sei der Pragmatist nicht länger gezwungen, unbeantwortbare Fragen beantworten zu

52 Wolfgang Welsch stellt demgegenüber stellvertretend für viele Interpreten die Alternative auf: argumentative oder rhetorische Verabschiedung; vgl. Welsch (1995), 226. Nach der hier vorgeschlagenen Interpretation ist Rortys Verabschiedung zweistufig und beinhaltet beide Pole dieser Alternative.

53 Vgl. KOZ, 123f. Dort kritisiert Rorty Heidegger dafür, dass dieser nicht imstande war, seinem eigenem Ratschlag zu folgen.

54 Rorty (1986), 113.

55 Vgl. SN, 290; Rorty in Saatkamp (Hg.) (1995), 195; Rorty (1986), 112ff. Vgl. dazu Nagl (1986), 22.

56 COP, xiv; vgl. KOZ, 143ff. Vgl. dazu auch Allen, B. (2000a), 206f.

müssen. Die Kur des Pragmatisten gegen schlechte alte Kontroversen bestehe in deren Vergessen, das durch die Attraktivität eines neuen, inkommensurablen Meta-vokabulars ermöglicht werde:

„This recommendation of benign neglect seems to me the best answer one can give to the metaphilosophical question [...] of how to criticize a philosophical vocabulary without also using it. Such a recommendation amounts to saying that when you want to avoid discussing a controverted issue you should [...] conscientiously refrain from answering questions formulated in the vocabulary in which the issue was stated [...] You should aim to create causes for forgetting old controversies which are not reasons for forgetting them. The idea is to get a vocabulary which is (at the moment) incommensurable with the old in order to draw attention away from the issues stated in the old, and thereby help people to forget them.“⁵⁷

Dass es sich bei der von Rorty angestrebten Verabschiedung nicht um ein argumentatives Widerlegen handelt, macht er schon zu Beginn des *Spiegels der Natur* deutlich: „Ich sage ‚verabschieden‘ und nicht ‚widerlegen‘.“⁵⁸ Der Gedanke der Widerlegung basiert auf der von ihm abgelehnten Auffassung, es gebe neutrale, objektive Kriterien für die Wahl zwischen Vokabularen. Da es eine solche neutrale Perspektive für Rorty nicht gibt, können zugrunde liegende Bilder und das Vokabular eines Paradigmas nicht widerlegt werden. Zwar kann man vom Standpunkt eines neuen Paradigmas eine Gesamtschau aller problematischen Teile eines alten Paradigmas vornehmen und auf diesem Wege zu seiner Verabschiedung durch Revolution beitragen. Man kritisiert dabei das alte Vokabular im Einzelnen und kann eventuell seine Inkonsistenz erweisen. Als Ganzes kann es jedoch nur – streng kuhnianisch gedacht – durch das Bereitstellen eines neuen Bildes oder Paradigmas auf dem Weg einer philosophischen Revolution verabschiedet werden. Deshalb ist es noch wichtiger, in einem zweiten Schritt das neue Vokabular zu skizzieren und zu entfalten. Dabei gilt es die eigene Neubeschreibung möglichst attraktiv zu machen, um die ältere Redeweise hinter sich lassen zu können.⁵⁹ Es handelt sich dabei um eine Neubeschreibung auf der Basis von Nützlichkeit in dem Bewusstsein, dass man nie prinzipiell dem Bann von (kontingenten) Metaphern entfliehen kann: „Bilder, die uns gefangen halten, wird es immer geben, denn nie werden wir der Sprache oder den Metaphern entrinnen [...] Alte Bilder können jedoch Nachteile aufweisen, dies sich dadurch vermeiden lassen, dass man neue Bilder skizziert.“⁶⁰

(b) Rorty bezeichnet seinen Neopragmatismus als einen „Pragmatismus ohne Methode“⁶¹. Er besteht darauf, dass Antirepräsentationalisten wie er keine andere, bessere Methode zur Lösung der Probleme der Philosophie benutzen als Repräsentationalisten. Denn für ihn ist die Idee einer Methode untrennbar mit der Idee eines privilegierten Vokabular, das den „Weg“ vom Subjekt zum Objekt beziehungsweise zum Wesen

57 Rorty (1986), 113f; COP, 36; vgl. KIS, 31

58 SN, 16.

59 Vgl. Kneer (1996a), 71; Berberich (1991), 8.

60 WF, 117.

61 So der Titel eines Aufsatzes in ORT, 63-77. Vgl. dazu auch Wolf (2001), 232.

der Dinge darstellt, verbunden. Ohne diese Vorstellung mache der Begriff Methode aber keinen Sinn. Sein historistischer Grundgedanke ist es, dass es keine neutrale Methode und damit kein allgemein anerkanntes Entscheidungsverfahren zur Schlichtung von Auseinandersetzungen zwischen konkurrierenden Vokabularen gibt. Der revolutionäre Wechsel zwischen Vokabularen könne nicht *ex ante* anhand einer Methode rational entschieden und erklärt werden. Der Methodenbegriff solle daher – wenn überhaupt – nur für die Bezeichnung von Entscheidungsverfahren reserviert werden, für die es *innerhalb* eines Sprachspieles einen Konsens gibt. Man kann sagen, dass Rorty auf das erkenntnistheoretische Methodenideal mit einer Art „Methodophobie“ reagiert. Für ihn ist die traditionelle Verehrung einer speziellen philosophischen Methode nur die Verehrung eines falschen Idols.⁶²

Gegen Rorty kann man jedoch seinen eigenen Weg der Verabschiedung des repräsentationalistischen Paradigmas als Methode rekonstruieren. Sie besteht aus zwei Schritten oder Stufen mit je eigenen Techniken und hat das Ziel, das alte Vokabular zu isolieren, einzukapseln und dann mit einer Neubeschreibung der zur Debatte stehenden Fragen zu umgehen.⁶³ Der erste Schritt ist die kritische Phase, eine Art „Aufweichungsphase“. Hier geht es darum, das zu verabschiedende Vokabular des Repräsentationalismus alt und überholt aussehen zu lassen, indem man die gängigen Argumentationen kritisiert und vor allem deren Sackgassen darstellt. Die Techniken dieses vorbereitenden Schrittes sind eine *destruktive* immanente Gegenargumentation innerhalb des alten Vokabulars und eine therapeutische Ideengeschichte, die das bislang vorherrschende Vokabular in eine geschichtliche Perspektive rückt. Durch das Aufweisen der geschichtlichen Ursprünge vermeintlicher ewiger Standardprobleme der Philosophie sollen diese als kontingent erwiesen werden.⁶⁴ Der „benign neglect“ des alten Vokabulars wird jedoch erst durch einen zweiten Schritt ermöglicht. Dieser Schritt stellt die *konstruktive* Phase der Verabschiedung dar. Es wird eine alternative Neubeschreibung angeboten, die sich um die alten Probleme und Positionen nicht mehr kümmert und statt dessen neue Fragerichtungen entwirft. Der Wechsel zum neuen, pragmatistischen Vokabular soll dabei durch verschiedene rhetorische Techniken, bis hin zur utopischen Erzählung motiviert werden. Das Ziel lautet frei nach William James, den Pragmatismus als lebendige Option⁶⁵ wieder ins Spiel zu bringen. Und es soll dadurch erreicht werden, dass durch den ersten Schritt der Kritik gerade genügend Zweifel erzeugt worden sind, um das Interesse an einer pragmatistischen Neubeschreibung von Wissen und Erkenntnis zu wecken, die ohne die alten Unterscheidungen operiert.⁶⁶

62 Vgl. COP, 19, 152; PAK, 249ff. Vgl. dazu Ramberg (2000), 154; Malachowski (2002), 65. In Rortys romantisch-pragmatistischem Utopia würde dementsprechend Originalität mehr als methodische Strenge geachtet; vgl. ORT, 44.

63 Es lassen sich Textstellen finden, in denen Rorty selbst von Methode spricht; vgl. etwa KIS, 30, 135. Vgl. dazu Reese-Schäfer (1991), 22; Hall (1994), 220f.

64 Vgl. Berstein (1985), 56.

65 Vgl. James (1975), 129f.

66 Vgl. Malachowski (2002), 15; 83.

Bei seiner „Methode“ des Verabschiedens sendet Rorty keine klaren Signale dafür, wann er als philosophisch Argumentierender und wann er als neu beschreibender Erzähler auftritt. Mit einer ironischen Haltung bewegt er sich im Spannungsfeld zwischen Argumentation nach strengen intellektuellen Standards und innovativer Neubeschreibung, die (noch) außerhalb dieser Standards angesiedelt ist. Lustvoll springt er zwischen den beiden Wegen hin und her. Dabei nutzt er die jeweils passende, nützlichste „ad hoc Technik“ für seine Ziele. Dieser vielgestaltige „Approach“, der auf dem situations- und adressatenbezogenen Zusammenwirken unterschiedlichster Techniken beruht, ist Quelle von vielen Fehlinterpretationen.⁶⁷ Je nachdem welcher Schritt seiner Verabschiedung im Mittelpunkt der Interpretation steht, führt dies zu den in der Einleitung bereits erwähnten zwei Haupttypen der Rezeption. Die sogenannten Deflationisten konzentrieren sich nur auf den argumentativen Teil von Rortys Antirepräsentationalismus und versuchen Rorty damit wieder auf den Boden der traditionellen Philosophie zurückzuholen und dann dort zu widerlegen. Dabei unterschätzen sie allerdings seinen revolutionären Anspruch, die Erkenntnistheorie als Ganzes verabschieden zu wollen. Dementsprechend ignorieren sie die Skepsis gegenüber Argumenten bei Rorty und die Bedeutung der Rhetorik und Erzählung beim Wechsel von Vokabularen. Demgegenüber nehmen die Dämonisierer nur den zweiten Schritt der Verabschiedung und dessen Techniken in den Blick und bezichtigen Rorty deshalb des Irrationalismus. Sie verkennen dabei die dahinter stehende *philosophische* Gesamtkonzeption eines instrumentalistischen, holistischen Sprachpragmatismus und dessen metatheoretische Implikationen; und zu diesen gehört insbesondere das Pendeln zwischen Argumentieren und Neubeschreiben, der ständige Wechsel von Philosophie und Erzählung im Rahmen einer Überredung durch argumentative Kritik innerhalb des alten Sprachspiels und erzählerischer Neubeschreibung. Um nicht in diese beiden unfruchtbaren Extreme der Interpretation zu geraten, soll in den folgenden beiden Unterkapiteln die wichtigsten Techniken der beiden Schritte von Rortys „Methode“ der Verabschiedung in ihrer Bandbreite skizziert werden.

III.2 Der erste Schritt: Argumentation und therapeutische Ideengeschichte

Bei dem ersten Schritt, der therapeutischen „Aufweichungsphase“, handelt es sich, wie eben skizziert, um die Methoden der immanenten Gegenargumentation und der Ideengeschichte. Beide Techniken – und deren Grenzen aus der Sicht von Rorty – werden in den folgenden beiden Unterkapiteln behandelt.

67 Vgl. Wellmer (2000b), 49, 53; Hall (1994), 197; Malachowski (2002), 41f, 64.

III.2.1 Therapeutische Kritik durch Argumentation innerhalb des alten Vokabulars

Argumentation innerhalb des alten Vokabulars ist die traditionellste Technik von Rortys Verabschiedungsversuch. Sein radikaler Sprachpragmatismus ist nicht radikal in dem Sinne, dass überhaupt keine Argumentation mehr möglich sein soll. Für die kritische Phase der Verabschiedung gilt, dass Rorty unter Beachtung der herrschenden Standards argumentiert. Das Kriterium strikter Konsistenz spielt bei diesem Argumentieren *innerhalb* des alten Vokabulars die zentrale Rolle. Mit Wolfgang Welsch könnte man aber auch sagen, dass es sich hier um transversale Argumentation handelt. Rorty schiebt Argumentationspflichten über Vokabulargrenzen jedenfalls keineswegs zynisch beiseite, betont dagegen mit analytischer Schärfe die logischen Bedingungen der Argumentation seiner Kontrahenten.⁶⁸

Die oben rekonstruierte, argumentative Kritik am Repräsentationalismus und dessen Sackgassen ist eine Konsistenzprüfung, die allen traditionellen philosophischen Standards gerecht wird. Sie stellt eine *interne* Widerlegung der bisherigen Versuche der repräsentationalistischen Erkenntnistheorie und insbesondere ihrer realistischen Variante dar und ist als solche auf argumentativ strenge Weise durchschlagend gültig. Es handelt sich um eine definitive Widerlegung, da das Fundament der Architektur des Repräsentationalismus als inkonsistent erwiesen wird: die Rede von einer objektiven Realität vor jedem Deutungssystem und außerhalb jeder deutungssystemgebundenen Bezugnahme auf diese Realität. Rorty vermeidet zugleich bei seiner Widerlegung des Repräsentationalismus auch selbstbezügliche Inkonsistenz, indem er nicht die objektive Wahrheit seiner pragmatistischen Position behauptet, und sich der Vorläufigkeit der argumentativen Überlegenheit des Antirepräsentationalismus bewusst ist.⁶⁹ Dieses Ergebnis der streng *philosophischen* Argumentation des ersten Schrittes muss sogar gegen Rortys gelegentliches Herunterspielen des Wertes und der Durchschlagskraft seiner Kritik verteidigt werden. Aus Angst vor dem Vorwurf der selbstbezüglichen Inkonsistenz schießt er manchmal über das Ziel hinaus und leugnet die Möglichkeit der Argumentation zur Kritik anderer Vokabulare durch den Nachweis von deren Inkonsistenz.⁷⁰ Dabei ist jedoch der paradoxe Status seiner Argumente unverkennbar. Es handelt sich um Argumente mit transzendentelem Touch, um mit transzendentaler Argumentation endlich Schluss zu machen. Denn das Ziel der Kritik bleibt der Nachweis des Scheiterns des erkenntnistheoretischen Philosophiebegriffs, um den Weg freizumachen für seine pragmatistische Neubeschreibung.⁷¹

68 Vgl. Welsch (2000), 174.

69 Vgl. Welsch (1995), 230ff.

70 Vgl. KIS, 30. Zur Kritik, dass Rorty *de facto* über seine restriktiven Thesen zur Reichweite von Argumentation hinausgeht; vgl. Welsch (2000), 185ff; Welsch (1995), 211–244. Nach eigenem Verständnis betreibt Rorty Binnenargumentation, wahren Wolfgang Welsch gemäß seiner Konzeption von transversaler Vernunft an der Möglichkeit von Grundlagenargumentation festhält; vgl. Welsch (2000), 191; Welsch (1995), 233f.

71 Vgl. Kögler (1992), 215.

Rortys Selbsteinschätzung ist insofern zu folgen, dass auf argumentativem Weg eine *externe* Widerlegung des repräsentationalistischen Bildes der Erkenntnis nicht möglich ist. Es gibt nicht das schlagende Argument gegen das Festhalten am Projekt der Erkenntnistheorie und für den revolutionären Wechsel zu dem von ihm neu angebotenen Vokabular. Das Ziel kann daher nur lauten, das Vokabular der Erkenntnistheorie „alt“ aussehen zu lassen und bestenfalls ein Umdrehen der Beweislast zu erreichen; das heißt: Nicht der Pragmatist trägt mehr die Pflicht der Argumentation für den Wechsel des Vokabulars, sondern der Erkenntnistheoretiker würde in die Lage gedrängt, zu rechtfertigen, warum man an dem Bild des „Spiegels der Natur“ festhalten sollte. Deshalb ist die Argumentation auch nur *eine* der Techniken der Verabschiedung, die von Rorty als erster Schritt nur so lange verwendet wird, bis sie genügend Wirkung erzeugt hat: „We play elements of an old vocabulary off against each other in order to make us impatient for new vocabulary.“⁷² Zudem droht dabei die oben besprochene Gefahr, durch zu intensive Argumentation auf dem Grund des Gegners gefangen zu bleiben. Genau dies will Rorty mit seiner neopragmatischen Dekonstruktion aber nicht. Das eigentliche Ziel der Argumentation besteht nicht darin, Argumente gegen die Antworten des alten Vokabulars anzuführen, sondern dessen Fragen zu demontieren. Mit seinem dekonstruktiven Zugang zu überkommenen Fragen und Oppositionsbegriffen will er dazu beitragen, „die Kruste der philosophischen Konventionen zu durchdringen, die Dewey vergeblich zu sprengen hoffte“⁷³. Sein Dekonstruktivismus, der das in seinen Augen falsche, weil rationalistische Selbstverständnis der (kantianischen) Philosophie destruieren will, ist dabei nicht nur nicht-normal, sondern wesentlich reaktiv und parasitär.⁷⁴

Das Interesse von Rortys Argumentieren ist nicht die klare Formulierung oder gar Lösung der überkommenen Probleme des alten erkenntnistheoretischen Vokabulars, sondern deren Auflösung und damit die Befreiung von ihnen: „Wenn man mir von einem philosophischen Problem berichtet, besteht meine erste Reaktion darin, mich um seine Auflösung statt um seine Lösung zu bemühen.“⁷⁵ Sein Antirepräsentationalismus versteht sich insgesamt als *therapeutische* Kritik der (Sprach-) Philosophie mit dem Ziel der „Heilung der Philosophen von der Wahnvorstellung, dass es erkenntnistheoretische Probleme gibt“.⁷⁶ Auch mit dieser therapeutischen Grundhaltung stellt sich Rorty in die Tradition des späten Wittgenstein.⁷⁷ Statt um die Reformulierung traditioneller Probleme gehe es um eine therapeutische Einstellung diesen gegenüber. Dabei müsse insbesondere obsessiven Bildern, von denen die traditionelle Philosophie beherrscht wird, nachgespürt und herausgearbeitet

72 EHO, 125.

73 SN, 23; vgl. KOZ, 25. Vgl. dazu Malachowski (2002), 16, 43; Ramberg (2000), 145f.

74 Vgl. COP, 108; SN, 408. Vgl. dazu Reese-Schäfer (1991), 10. Die andauernde Dominanz der Metaphysiker ist nach Rorty die vielleicht einzige Rechtfertigung parasitärer Denker wie er selbst; vgl. KOZ, 106f.

75 PZ, 72; vgl. KIS, 47; SN, 244f; KOZ, 143; Rorty (1990d), 96.

76 SN, 254; vgl. SN, 17; KOZ, 143; WF, 398, 480. Vgl. dazu Habermas (1983), 18ff.

77 WF, 478; vgl. PZ, 176. Eine der vielen Selbstbezeichnungen lautet „therapeutic Wittgensteinian“ (Rorty in Brandom (Hg.) (2000), 79).

werden, um diese dann zu dekonstruieren. Denn die zentrale These lautet im Anschluss an Wittgenstein: „Nicht Sätze, sondern Bilder, nicht Aussagen, sondern Metaphern dominieren den größten Teil unserer philosophischen Überzeugungen.“⁷⁸ Wie oben gezeigt, will seine pragmatistische Therapie die „Verhexung“ durch das Bild vom Bewusstsein als Spiegel der Natur zum Thema machen. Diese Metapher der Erkenntnis und mit ihr der dahinter stehende Gedanke der Repräsentation sollen als optionale Metapher, nicht als notwendige Einsicht in die Natur der Erkenntnis entlarvt werden. So soll die Heilung von der Vorstellung erreicht werden, dass es erkenntnistheoretische Fragen gibt. Diese Therapie will an die Stelle der alten Idole keine neuen setzen.⁷⁹ Deshalb gibt es auch keinen Widerspruch zwischen Wittgenstein'scher Therapie und Kuhn'scher Revolution. Denn im Gegensatz zum alten Spiegel-Paradigma der Philosophie ist sich Rortys Instrumentalismus des kontingenten Status seiner Werkzeugmetapher bewusst. Die Devise seiner therapeutischen Verabschiedung lautet also nicht: Therapie oder Revolution?, sondern: Therapie *und* Revolution!⁸⁰

III.2.2 Therapeutische Ideengeschichte

Die wichtigste Technik der Therapie vom Repräsentationalismus ist für Rorty eine *therapeutische Ideengeschichte*. Rorty legt als „Liebhaber der Geistesgeschichte“⁸¹ sehr viel Wert auf Kenntnis der Geschichte der Philosophie und ihrer traditionellen Probleme. Philosophische Ideengeschichte dürfe jedoch nicht als Selbstzweck betrieben werden, sondern solle einen historischen Sinn dafür erzeugen, wie philosophische Sprachspiele entstehen, sich etablieren, und wieder verschwinden. Das tiefe Graben in der Geschichte unserer Sprachspiele erweise diese als Resultat einer Reihe von geschichtlichen Zufällen, Optionen und Konfusionen. Philosophiegeschichte ermögliche so die Heilung von dem Glauben, es gäbe ewige philosophische Probleme, und damit auch die Distanzierung von der eigenen Tradition.⁸² Rortys

78 SN, 22; vgl. Rorty (1990d), 89.

79 Vgl. Berberich (1991), 3ff, 50.

80 Demgegenüber kritisiert Stefanie Berberich, dass Rorty zwischen einer Revolutions- und einer Therapie-Auffassung hin und her schwanke; vgl. Berberich (1991), 172f. Auf der Basis einer nur auf *Der Spiegel der Natur* beruhenden Interpretation, stellt sie zwar fest, dass die Intention der Rorty'schen Philosophie eine sowohl an Wittgenstein als auch an Kuhn orientierte „Revolution“ mit sich anschließender „therapeutischer Auflösung“ der Philosophie sei. Sie kritisiert aber Rortys Weigerung, die Philosophie in eine neue Normalphase eintreten zu lassen; vgl. Berberich (1991), 193. – Vor allem unter Berücksichtigung der pragmatistischen Neubeschreibung des Philosophiebegriffs in den späteren Werken Rortys, kann diese Kritik inzwischen als überholt gelten.

81 WF, 392.

82 Vgl. SN, 22f, 45. Vgl. dazu Bernstein (1986), 23, 40f. Die Betonung der zentralen Bedeutung von Ideengeschichte in Verbindung mit systematischen Untersuchungen findet sich auch bei Rortys pragmatistischen Vorbild John Dewey; vgl. dazu u.a. Suhr (1994), 91f. Rorty hat allerdings diese Betonung von seinem Lehrer Richard McKeon über-

Ideengeschichte, die sich explizit als nicht konstruktiv, sondern therapeutisch ausweist, bietet mentalitätsgeschichtliche Erklärungen für das Auftreten philosophischer Sackgassen an. Sie versteht sich als therapeutische Erinnerung der Philosophie. Auf diese Weise dient sie als eine Art wittgensteinianischer Therapiekurs:

„Was der Patient möchte, ist [...] das Verständnis, wie er dazu kam, diese Irrtümer zu begehen und sich in diese Verwirrungen zu verstricken. Wie der Patient seine Vergangenheit wieder durchleben muss, um eine Antwort auf seine Fragen zu finden, so muss auch die Philosophie ihre Vergangenheit erneut durchleben, um *ihre* Fragen zu beantworten.“⁸³

Mit seiner therapeutischen Ideengeschichte will Rorty also zeigen, dass traditionelle philosophische Unterscheidungen beides sind, problematisch und optional zugleich. Die vermeintlich ewigen Probleme der Philosophie seien ebenso vergänglich wie poetische Probleme und daher keine ewigen Menschheitsprobleme. Sie würden nichts weiter als einstmals nützliche, historische Relikte der essenzialistischen Aufklärung darstellen, die heute nur noch als Hindernisse anzusehen sind.⁸⁴ Dieser Versuch der Historisierung theoretischer Fragestellungen durch einen „temporalistic focus“⁸⁵ ist eine methodische Konsequenz aus dem oben beschriebenen Historismus der Sprache, nach dem keine Beschreibung mehr oder weniger treffend oder konkret ist als eine rivalisierende Beschreibung. Dementsprechend könnten die jeweiligen entscheidenden Begriffe a priori als Bestandteile kontingenter Vokabulare auch andere sein. Es wird generell die Kontingenz aller sogenannten philosophischen Fundamente behauptet. Die therapeutisch-dekonstruktivistische Einsicht laute, dass alle vermeintlich überzeitlichen Fundamente der Philosophie auf willkürlichen sprachlichen Setzungen beruhen.⁸⁶ Rorty betont den geschichtlichen Charakter von philosophischen Problemen, um deren scheinbare Notwendigkeit zu destruieren. Die Historisierung von Unterscheidungen und Vokabularen dient dem Ziel, deren Kontingenz aufzuzeigen und diese damit zu destabilisieren.⁸⁷

Sein Antirepräsentationalismus will herausarbeiten, wie wir in die gegenwärtige philosophische Situation gelangt sind und welche unbewussten, impliziten Prämissen

nommen; vgl. SN, 9; Rorty (2006d), 55. Er folgt dessen Abgrenzung vom Antihistorismus der analytischen Philosophie; vgl. etwa PZ, 61. In einem Interview hat Rorty *SN* daher auch als eine Philosophiegeschichte à la McKeon bezeichnet; vgl. Rorty (2006d), 19.

83 SN, 45 [Herv. i. O.]; vgl. SN, 9, 45; KOZ, 44; WF, 415. Vgl. dazu auch Reese-Schäfer (1991), 29; Horster (1991a), 38. Rortys „historiographische Zugangsweise“ (Horster (1991a), 84) an philosophische Probleme unterscheidet vier Formen des Schreibens von Philosophiegeschichte; siehe WF, 355-394. Im Mittelpunkt des Interesses hier steht die der übergreifenden Ideen- bzw. Geistesgeschichte.

84 Vgl. SN, 17; KIS, 47; COP, 170. Vgl. dazu Malachowski (2002), 38; 44.

85 Rorty in Saatkamp (Hg.) (1995), 30.

86 Vgl. Rorty (2000c), 24; siehe auch den Titel des Aufsatzes in WF, 395-443 bzw. schon Rorty (1976), 175. Vgl. dazu Simon (2000), 118.

87 Vgl. Malachowski (2002), 17.

sen dahinter stehen. Dadurch – so hofft Rorty – erlangen wir ein Gespür für die Relativität von Vokabularen bezogen auf Epochen, Traditionen und historische Begebenheiten und erlangen die Einsicht, dass wir noch immer unterwegs sind. Die Erlangung historischer Kenntnisse darüber, dass es andere Formen geistigen Lebens als unserer eigenen gegeben hat, trage zu der Einsicht bei, dass alle bisher erörterten Fragen von den kontingenten Verhältnissen früherer Zeiten abhängen. Dies gelte auch für die vermeintlich ewigen Fragen des Repräsentationalismus.⁸⁸

Rortys Betonung der Rolle einer therapeutischen Ideengeschichte für den Versuch der Verabschiedung eines Vokabulars zeigt sich in der methodischen Grundthese seines ersten Hauptwerkes. Die argumentative Dekonstruktion des Bildes vom Spiegel der Natur muss durch ein historisches Bewusstsein vom Ursprung der Spiegelmetaphorik komplementiert werden: „Die Moral dieses Buches ist gleichfalls eine historistische; seine drei Teile wollen jeweils die Begriffe des ‚Mentalen‘, der ‚Erkenntnis‘ und der ‚Philosophie‘ in eine geschichtliche Perspektive rücken.“⁸⁹ *Der Spiegel der Natur* ist eine therapeutische Ideengeschichte der Erkenntnistheorie, die dem Leser es ermöglichen soll, sich von der erkenntnistheoretischen Tradition als Ganzer zu distanzieren. Mit ihr will Rorty deren Geschichte als eine Aufeinanderfolge von Antwortversuchen zu vorher gescheiterten Versuchen erweisen und vor allem plausibel machen, wie es überhaupt zu dem kontingenten Bild der Philosophie als allgemeiner Theorie der Darstellung gekommen ist. Aus der Perspektive des Philosophiehistorikers soll deutlich gemacht werden, wie sich die repräsentationalistischen Philosophen durch die fraglose Benutzung eines nur vermeintlich selbstverständlichen Vokabulars in Sackgassen hineinmanövriert haben.⁹⁰ Diese Sackgassen sind Rortys zentrales philosophiegeschichtliches Argument gegen die weitere Ausarbeitung der Spiegel-Metapher. Er selbst bietet für sie keine neuen Lösungsvorschläge an. Aufgrund der Diagnose, dass diese gar keine notwendigen Probleme seien, soll vielmehr deren Einkapselung möglich werden. Die historistische Moral von *Der Spiegel der Natur* lautet, dass deren Verabschiedung durch den Pragmatismus nötig ist *und* möglich zugleich: „Die Vorstellung, Erkenntnis sei eine Ansammlung akkurater Darstellungen, ist fakultativ – sie ist durch einen pragmatischen Erkenntnisbegriff zu ersetzen.“⁹¹

Um diese Verabschiedung weiter zu motivieren, wird das Bild der erkenntnistheoretisch orientierten Philosophie als bloße Episode der europäischen Kulturgeschichte weiter ausgemalt. Man müsse sich diese als eine bestimmte „Station in einem Gespräch verstehen [...] einem Gespräch, das einmal nichts von diesen Fragen wusste und das womöglich wieder einmal nichts von ihnen wissen wird.“⁹² Die erkenntnistheoretische und metaphysische Episode habe eine glänzende Entwick-

88 Vgl. SN, 393; WF, 358, 374. Die therapeutische Ideengeschichte von Vokabularen hilft dabei auch, über den kontingenten Status von „Intuitionen“ innerhalb dieser Sprachspiele aufzuklären. Siehe dazu unten Kap. III.2.2.

89 SN, 20.

90 Vgl. SN, 20f; WF, 396; KOZ, 44.

91 SN, 21; vgl. SN, 177ff, 425f; Rorty (1990d), 77.

92 SN, 423; vgl. SN, 422.

lungsgeschichte und auch eine bedeutende historische Funktion gehabt. Jetzt überlebe sie aber nur noch weitgehend in Gestalt der Selbstparodie. Inzwischen habe man es nur noch mit der banalen Selbsttäuschung ihrer Vertreter zu tun, die für die letzten Tage einer verfallenden Tradition typisch sei. Das Ende der Ära Erkenntnistheorie sei damit in greifbare Nähe gerückt.⁹³

Rortys therapeutische Ideengeschichte der bewusstseins- und sprachphilosophischen Erkenntnistheorie vom Standpunkt des philosophischen Revolutionärs stellt eine Art Generalabrechnung mit der neuzeitlichen Philosophie dar. Es ist daher nicht verwunderlich, dass die Frage nach ihrer philosophiegeschichtlichen Korrektheit ein zentrales Thema der Rorty-Kritik ist. Im Mittelpunkt steht der Vorwurf, *Der Spiegel der Natur* erzähle eine simplifizierende Geschichte der modernen Philosophie. Die Kritik darin beträfe insbesondere nur alle Formen des naiven Empirismus. Die zentrale, oben bereits diskutierte Gegenthese lautet, dass die Kantische Richtung der Philosophie gerade nicht im Bann der Spiegelmetapher stehe.⁹⁴ Nach Rortys Selbstverständnis muss seine antirepräsentationalistische Ideengeschichte jedoch keine definitive Schilderung der wahren Geschichte der Philosophie liefern. Es reicht, eine ihrem Publikum eingängige Geschichte zu erzählen, in der die Möglichkeit plausibel wird, dass es auch anders hätte kommen können. Sein Ziel ist eine ironische Gegengeschichte zum Mainstream der Philosophie, im vollen Bewusstsein, dass es immer konkurrierende Erzählungen geben wird, abhängig vom dahinter stehenden Bild der Philosophie beziehungsweise dem spezifischen Interesse des Philosophiegeschichtsschreibers. Geistesgeschichtliche Erzählungen wie seine Erzählung des Repräsentationalismus in *Der Spiegel der Natur* beanspruchen nach Rorty nicht wie die traditionelle Geschichtsphilosophie, Sinn in der Geschichte der Philosophie zu finden, sondern sind sich bewusst, dass sie diesen narrativ erst erschaffen. Daher könne auch keine philosophiegeschichtliche Erzählung beanspruchen, einen Abschluss der Debatte zu ermöglichen, sondern sie stelle vielmehr immer nur eine Zuhörerabhängige Einladung dar, eine konkurrierende Geschichte über die dieselben Entwicklungen zu erzählen.⁹⁵ Eine über ihren eigenen Status aufgeklärte Ideengeschichte weiß sich also im andauernden Wettkampf mit rivalisierenden Geistesgeschichten als Interpretationen der gemeinsamen Tradition und ihrer historischen Gestalten. Rorty versteht die Geistesgeschichte als andauerndes, auf richtiges und leidenschaftliches Gespräch über und mit den Geschöpfen unserer eigenen Einbildung. Sie sei jeweils Versuch der Selbstrechtfertigung und diene dazu, uns die Gewissheit zu verschaffen, dass es im Laufe der Geschichte rationalen Fortschritt gegeben hat. Dabei werde „die Geschichte der Philosophie [...], ebenso wie die Geschichte jedes anderen Gebiets, von den Siegern geschrieben“.⁹⁶ Diese andauernde Selbstrechtfertigung durch Geistesgeschichte solle nun aber nicht mehr

93 Vgl. SN, 23, 426; auch KOZ, 143f.

94 Zu Darstellungen von Rortys Story der Erkenntnistheorie siehe Horster (1991a), 29; Reese-Schäfer (1991), 18ff; Berberich (1991), 24ff. Zur Kritik daran siehe insbes. die Aufsätze im zweiten Teil von Malachowski (Hg.) (1990); auch Gutting (2003), 41ff.

95 Vgl. PZ, 64. Vgl. dazu Auer (2004), 38f; Malachowski (2002), 17.

96 WF, 388.

durch das Erzählen einer Abfolge von besseren Antworten auf die ewig gleichen Fragen erfolgen, sondern durch die Geschichte einer Abfolge immer besserer Fragen – immer besserer Fragen aus der kontingenten Sicht der Gegenwart natürlich. Gemäß des generellen Antiessenzialismus ist bei Rorty auch die Philosophie keine natürliche Art. Sie hat kein ahistorisches Wesen. Dementsprechend stellt auch die Geschichte der Philosophie keine Abfolge alternativer Lösungsversuche derselben Probleme dar, sondern die kontingente Abfolge unterschiedlicher Paradigmen.⁹⁷

Mit ihren geistesgeschichtlichen Erzählungen gehört die therapeutische Ideengeschichte für Rortys transformatives Philosophieverständnis zu den wirkungsvollsten Mitteln der Verabschiedung.⁹⁸ Ihre Historisierung philosophischer Fragestellungen leistet die entscheidende Vorarbeit zur Möglichkeit revolutionärer Veränderungen. Der Aufweis der historischen Bedingtheit der dominanten Bilder und damit Fragestellungen der Philosophie fügt sich ein in das Bild des Pragmatismus als Entzauberungsprogramm theoretischer Debatten. Das Ziel der Banalisierungsstrategie Rortys ist dabei nicht, Begriffe wie „Wahrheit“ und „Objektivität“ zu verunglimpfen, sondern diese „ehrwürdigen“ Labels zu demystifizieren.⁹⁹ Die wichtige therapeutische Rolle der Ideengeschichte als zentrales Mittel der Verabschiedung des Repräsentationalismus liegt dabei darin, dass der Leser aus ihr die Folgerung ziehen soll, das traditionelle philosophische Projekt und ihre unlösbaren Streitfragen sei durch eine Neubeschreibung zu verabschieden. Auch die Technik der Argumentation dient dem gleichen therapeutischen Zweck. Insofern ist Rortys argumentative Kritik des Repräsentationalismus selbst eingebettet in dessen therapeutisch-destruktive Ideengeschichte. Generell besteht das Ziel des ersten, kritischen Schrittes der Verabschiedung darin, den Boden für die Befreiung von dem alten Bild der Repräsentation durch einen radikalen Pragmatismus vorzubereiten. Die Strategie ist dabei, das Vokabular des Gegners schlecht aussehen zu lassen und sich in der Folge der Kritik, die in dem alten Vokabular formuliert wird, nicht frontal zu stellen, sondern durch eine Neubeschreibung das Terrain zu wechseln.¹⁰⁰

III.2.3 Die Wahl zwischen inkommensurablen Vokabularen ist keine Frage der rationalen Argumentation, sondern der erzählerischen Neubeschreibung.

Die zentrale Bedeutung von Rortys Techniken der Erzählung bei der Verabschiedung des alten Vokabulars des Repräsentationalismus ergibt sich aus der oben bereits kurz besprochenen Schlüsselthese seines Sprachspielpragmatismus: die These

97 Vgl. SN, 9, 291, 423; WF, 358-394, insbes. 367f, 376ff. Rortys historistische Sicht würde auch die gängige Paradigmen-Darstellung der Geschichte der Philosophie als „Fortschrittsgeschichte“ des Problembewusstseins *innerhalb* des Repräsentationalismus ablehnen. Zu Rortys antiessenzialistischer Sicht der Philosophie siehe unten Kap. VII.3.1.

98 Vgl. Rorty in Niznik/Sanders (Hg.) (1996), 25.

99 Vgl. Horster (1991a), 17; Berstein (1986), 42; Geyer (2000), 1038ff.

100 Vgl. KIS, 84. Vgl. Guignon/Hiley (2003), 33.

der Inkommensurabilität von Vokabularen. Da nach ihr Argumentation nur innerhalb eines gemeinsamen Vokabulars möglich ist, ist die Wahl zwischen einem alten Vokabular und einem neuen Vokabular nicht determiniert. Der Übergang zwischen Vokabularen ist keine Frage der Rationalität. Während Rationalisten an die Möglichkeit von Argumentation auch in diesem Fall aufgrund der Annahme einer gemeinsamen Vernunftbasis der Menschen glauben, hält Rorty Argumentation nur hin und wieder für nutzbringend – insbesondere sei dabei viel Glück nötig. Da es kein ahistorisches Meta-Vokabular gebe, könne man die Änderung der Meinung des Dialogpartners in vokabularübergreifenden Gesprächssituationen nicht sinnvoll mit einer Berufung auf die Vernunft beschreiben. Es gelte vielmehr umgekehrt: Sogenannte rationale Argumentation stellt in diesem Fall eine erzählerische Neubeschreibung unter dem Deckmantel der Argumentation dar.¹⁰¹

Die These, dass rationale Argumentation letztlich nicht bei der Wahl zwischen zwei inkommensurablen Vokabularen hilft, hat natürlich die Kritik des Abgleitens in Irrationalismus und Relativismus hervorgerufen.¹⁰² Rorty weist diesen Vorwurf durch den Hinweis zurück, dass er gerade die Konzeption von Rationalität voraussetze, die von seinem Sprachspielpragmatismus infrage gestellt wird. Generell werde der Vorwurf des „Irrationalismus“ immer gegen Philosophen erhoben, die unsere vorgängige Konzeption von Rationalität verändern.¹⁰³ Rorty schwankt allerdings in diesem Punkt. Bisweilen bemerkt er, dass die Wahl der Philosophie letztlich eine Frage des Temperaments sei, entschieden durch „Gründe des Herzens“.¹⁰⁴ Damit leistet er selbst dem Vorwurf des Irrationalismus Vorschub. Seine Sicht der Geistesgeschichte verwirft jedoch andererseits die Relevanz des Gefühls und subjektiver Kriterien überhaupt. Auch weist er darauf hin, dass sich ein Vokabularwechsel in den hier zur Debatte stehenden Fällen *de facto* ohnehin nie aufgrund von Kriterien oder durch bewusste Wahl vollziehen würde. Daher gilt für Rorty: „Die Konsequenz kann nicht sein, dass objektive Kriterien für die Wahl eines Vokabulars durch subjektive ersetzt werden, Vernunft durch Willen oder Gefühl.“¹⁰⁵

An anderer Stelle findet sich die Unterscheidung zwischen inferentiellen und dialektischen Formen des *Argumentierens*: Inferentielles, logisches Argumentieren bewegt sich innerhalb eines Vokabulars und der in seiner Begrifflichkeit enthaltenen Folgerungsbeziehungen. Dagegen stellt bei dialektischen Argumenten die Ein-

101 Vgl. SE, 40; KIS, 134f.

102 Als heftigste Vertreterin dieser Kritik durch die sog. „Dämonisierer“ kann Susan Haack gelten; siehe insbes. Haack (1995) mit dem Titel: *Vulgar Pragmatism: An Unedifying Prospect*.

103 Vgl. Rorty (2000c), 43.

104 Rorty in Sandbothe (Hg.) (2000), 81; vgl. auch PAK, 235. Damit stünde Rorty nicht nur in der Tradition von Blaise Pascal, sondern auch in der von William James' Sicht der Geschichte der Philosophie als Geschichte des Aufeinanderprallens menschlicher Temperamente; vgl. James (1994b), 3ff. James vertritt auch die These, dass für uns eine Option nur uns Gründen des Gefühls, nicht aus intellektuellen Gründen zu einer echten Option wird; vgl. James (1975), 138.

105 KIS, 26. Vgl. dazu Welsch (2000), 171.

heit der Überzeugung ein ganzes Vokabular dar, nicht eine Aussage innerhalb eines Vokabulars. Dialektisches Argumentieren kann sich daher nicht auf inferentielle Beziehungen zwischen Sätzen (des alten Vokabulars) stützen, sondern muss strukturell verschieden sein. Die Logik wird in diesem Fall, in dem nicht Einzelaussagen, sondern Vokabulare als Ganzes Gegenstand der Argumentation sind, nicht außer Kraft gesetzt. Sie kann aber nicht mehr zur Herstellung eines lückenlosen Ableitungszusammenhangs dienen. Wenn es um werbende Neubeschreibungen alter Probleme geht, sind logische Argumente nur nützliche Darlegungstechniken, letztlich nur *eine* Weise, die Menschen zur Änderung ihrer Gewohnheiten zu bringen. Demgemäß definiert Rorty Dialektik als literarisches Geschick, bei dem Vokabulare gegeneinander ausgespielt würden und nicht bloß Sätze logisch voneinander abgeleitet. An gleicher Stelle spricht er aber auch von einem nur *teilweisen* Ersatz von Inferenz durch Neubeschreibung bei dialektischen Formen der Argumentation.¹⁰⁶ In jedem Fall gilt in dem von ihm entworfenen Bild, dass Argumente nicht entscheidend sind bei bedeutenden Wandlungen in der Kultur- und Geistesgeschichte. Die Geschichte deute darauf hin, dass das Anführen von Argumenten keine Entscheidungshilfe für die Wahl von Vokabularen als Ganzem ist. Diese würden uns vielmehr an eben jene Denkstrukturen fesseln, die wir infrage stellen sollen. Damit verzögerten sie das Auftauchen neuer Beschreibungsweisen und seien als solche eher Werkzeuge des Rückschritts.¹⁰⁷ Verbunden mit der Skepsis gegenüber Argumenten als entscheidendes Kriterium für den Wechsel von Vokabularen ist bei Rorty der generelle Gedanke der Nichtrationalität des geistigen Fortschritts. Für die Geschichte der Philosophie wirklich entscheidend seien nicht die konkurrierenden Antworten auf die im Rahmen eines gegebenen Vokabulars gestellten Fragen, sondern der Wechsel der dominierenden Vokabulare selbst. Philosophischer Fortschritt finde nicht linear durch das argumentative Abarbeiten von Forschungsprogrammen statt, sondern – wie weiter oben bereits dargestellt – schubweise durch bedeutende Leistungen der Fantasie. Entscheidend bleibe die Einbildungskraft als die seltensten aller intellektuellen Gaben. Sie sei die Fähigkeit starker Philosophen, Alternativen zu denken, die niemand zuvor wahrnehmen konnte.¹⁰⁸

Die kritische Frage bleibt aber, wie die irrationale Dynamik der Aufeinanderfolge von inkommensurablen Vokabularen im Gegensatz zu den im Innenbereich von Vokabularen sich vollziehenden rationalen Denkschritten zu denken ist. Herrscht hier – mangels Macht der Argumente – eine völlige Freiheit der Wahl von Neubeschreibungen, also eine Art interpretative Schrankenlosigkeit beim Einsatz von Metaphern. Ist der Wechsel von Vokabularen eine Frage der Rhetorik oder nicht vielmehr der Problemlösungskapazität im praktischen Zusammenhang?¹⁰⁹ Entsprechend seiner Zurückhaltung bei der Frage nach der Wirkungsweise von Metaphern ist Rorty auch bei

106 Vgl. KIS, 134f. Vgl. dazu Wellmer (2004), 463f.

107 Vgl. EHO, 181; PAK, 235. Vgl. dazu Ramberg (2000), 147f.

108 Vgl. PAK, 254. Vgl. dazu Ramberg (2000), 154.

109 Zu diesen kritischen Nachfragen vgl. Hellesnes (1992), 196f; Ramberg (2000), 145ff; Kögler (1992), 250. Hier stellt sich wieder die oben in Kap. II.5.4 diskutierte Frage: Warum fallen Metaphern auf fruchtbaren Boden?

der Beantwortung dieser Frage ausweichend. Nach ihm ist die Konsequenz aus dem Fehlen von objektiven Kriterien für die Entscheidung, welches Sprachspiel zu spielen, weder Willkür noch eine Frage subjektiver Kriterien:

„Es ist vielmehr so, dass Entscheidungskriterien [...] gar nicht zur Debatte stehen, wenn es um das Überwechseln von einem Sprachspiel zu einem anderen geht. Europa hat sich nicht dazu entschieden, das Idiom der romantischen Dichtung, der sozialistischen Politik oder der galileischen Mechanik zu übernehmen. Diese Art Wandel war genauso wenig ein Willensakt wie das Ergebnis einer Auseinandersetzung. Vielmehr verlor Europa allmählich die Gewohnheit an, andere zu verwenden.“¹¹⁰

Der Wechsel von Vokabularen geschieht also nach Rorty letztlich aufgrund sich verändernder Gewohnheiten. Dabei ließen sich keine zwingenden Gründe angeben, warum sich Gewohnheiten änderten. Der damit verbundene Übergang zu einem neuen Vokabular könne dann allerdings *ex post* durch die Philosophiehistoriker erklärt werden, da die Inkommensurabilität zwischen den Vokabularen selbst auch nur eine vorübergehende sei. Erst der Verlauf der weiteren Entwicklung zeige, welche Vokabulare sich bewähren und damit durchsetzen und welche als fruchtlos betrachtet und deshalb fallen gelassen werden.¹¹¹

Aus den hier skizzierten Vorbehalten gegen philosophische Argumente als Werkzeuge des kulturellen Wandels erklärt sich auch die Argumentationsabstinenz für den von Rorty selbst angestrebten Wechsel des Vokabulars. Seine transformative Philosophie liefere „keine Argumente auf der Basis vorgängiger Kriterien, die den alten und den neuen Sprachspielen gemeinsam wären. Denn diese Kriterien wird es in dem Maße nicht mehr geben, in dem die neue Sprache wirklich neu ist. Meinen eigenen Prinzipien getreu, werde ich keine Argumente gegen das Vokabular, das ich ersetzen möchte, liefern. Statt dessen werde ich versuchen, das Vokabular, das ich favorisiere, attraktiv zu machen, indem ich zeige, dass es zur Beschreibung einer Vielfalt von Themen brauchbar sein kann“.¹¹² Die Auseinandersetzung zwischen Vokabularen wird nach Rorty ohne eine gemeinsame Basis der Argumentation ausgetragen. So könnten auch Neubeschreibungen nicht mit Bezug auf Prämissen in einer neutralen Sprache jenseits der beiden Vokabulare gerechtfertigt

110 KIS, 26.

111 Rorty orientiert sich auch hier an seinem pragmatistischen Vorbild John Dewey. Für Dewey geht der geistige Fortschritt normalerweise dadurch vonstatten, dass Fragen einfach fallen gelassen werden. Dabei resultiert dieses Fallenlassen aus der abnehmenden Lebenskraft dieser Fragen und einem Wandel der Interessen. Wir lösen die Fragen nicht, wir lassen sie nach Dewey hinter uns; vgl. Dewey (1994), 30. Vgl. dazu Frischmann (2006), 38f.

112 KIS, 31; vgl. Rorty in Schäfer/Tietz/Zill (Hg.) (2001), 49ff; Rorty (1986), 111; KIS, 154. Mit dieser These hält Rorty allerdings neben der Möglichkeit von Argumentation innerhalb einer philosophischen Konzeption Meta-Argumentation hinsichtlich der Unmöglichkeit interkonzeptioneller Argumentation für möglich. Zu diesem Absatz; vgl. insbesondere Welsch (2000), 172; Ramberg (2000), 147ff.

oder kritisiert werden, da es diese neutrale Sprache nicht gibt. Daher gilt für ihn: „Antwort auf eine Neubeschreibung kann nur eine neue Neubeschreibung der Neubeschreibung sein.“¹¹³ Im Fall des nicht-normalen Diskurses vertritt er dabei die These der unbegrenzten Möglichkeiten der Neubeschreibung. Alles kann durch Neubeschreibung gut oder schlecht gemacht werden. Hier gebe es keine objektive Wahrheit: „Alles, was auf Wahrheit Anspruch erhebt, kann durch eine geeignete Wahl der Beschreibung umgangen und durch eine andersartige Beschreibungswahl garantiert werden.“¹¹⁴

Da sein transformativer Pragmatismus selbst der Versuch einer Kuhn'schen Paradigmen-Revolution darstellt, gibt es nach Rorty auch in diesem Fall keine Möglichkeit der Argumentation zwischen repräsentationalistischer und instrumentalistischer Philosophie. Man dürfe von transformativen Philosophen keine Argumente verlangen, denn die fragliche Ebene sei in diesem Fall eine Art außerphilosophische, performative Ebene. Der Streit zwischen traditioneller Erkenntnistheorie in der Nachfolge von Platon und Kant und seinem radikalen Pragmatismus ist für Rorty ein fundamentaler Streit um das Selbstbild des Menschen. Er kann nicht durch ein schlüssiges Argument entschieden werden: „Beide Parteien können vermutlich nicht mehr tun, als ihre Gründe immer wieder von Neuem und in stets wechselnden Zusammenhängen zu formulieren. Der Streit [...] ist von zu grundsätzlicher Art, als dass er von einem neutralen Standpunkt beurteilt werden könnte.“¹¹⁵

III.3 Der zweite Schritt: Überredung durch Neubeschreibung als werbende Erzählung – Rortys rhetorische Strategien

III.3.1 „Rationale“ Überredung durch Neubeschreibung?

Die entscheidende Methode des zweiten, konstruktiven Schritts der Verabschiedung über Vokabulargrenzen hinweg ist die Neubeschreibung. Das Motto lautet hier: „Neubeschreibung statt Inferenz“¹¹⁶. Es wird eine alternative, inkommensurable Neubeschreibung angeboten, die sich um die alten Probleme und Positionen nicht mehr kümmert und statt dessen neue Fragerichtungen entwirft. Diese Neubeschreibung als Ganzes ist als werbende Erzählung zu verstehen und nicht als Argumentation im strengen Sinne. Sie versteht sich als Vorschlag, wie man anders sprechen könnte. Es handelt sich um eine kreative Sprachschöpfung jenseits der Argumentation, da jenseits des derzeit benutzten Vokabulars. Als revolutionäre Erzählung liefert sie keine Argumente in der Terminologie des alten Vokabulars, sondern schlägt eine neue vor. Um den Gesprächspartner zur Annahme des neuen Vokabulars zu

113 KIS, 138; vgl. Rorty in Niznik/Sanders (Hg.) (1996), 65.

114 HSE, 56. Zur ethischen Sprengkraft dieser These siehe Elshtain (2003), 146f; Malachowski (2002), 144; dort diskutiert Malachowski das von mehreren Kritikern vorgebrachte Gegenbeispiel des Holocaust.

115 Rorty (1997e), 23; vgl. PAK, 235. Vgl. dazu Malachowski (2002), 20.

116 KIS, 135.

motivieren, wird versucht, es mit rhetorischen Mitteln möglichst attraktiv zu machen. Das alte Vokabular wird gegen das neue ausspielt. Damit will Rorty Ursachen für sein Vergessen erzeugen, keine Gründe. Die angestrebte Überredung, nicht Überzeugung der Anhänger der Kontroversen des alten Vokabulars soll dadurch erreicht werden, dass sich bei diesen die neue Art zu Sprechen allmählich einprägt:

„Diese zweite ‚Methode‘ der Philosophie ist dieselbe wie die ‚Methode‘ utopischer Politik oder revolutionärer Naturwissenschaft (im Gegensatz zu parlamentarischer Politik oder normaler Naturwissenschaft). Sie besteht darin, so lange immer mehr Dinge auf andere Art neu zu beschreiben, bis dadurch ein Muster sprachlichen Verhaltens geschaffen ist, das die kommende Generation zur Übernahme reizt.“¹¹⁷

Ganz auf der Linie der oben besprochenen romantischen Feier der Originalität ist für Rorty die Erfindung von Neubeschreibungen der wichtigste Verwendungszweck der Sprache. Nicht Repräsentation oder Rechtfertigung des bereits Bestehenden, sondern das kreative Hervorbringen von neuen Formen des Sprechens und damit der Kultur sei das zentrale Vermögen des Menschen. Die welterschließende Kraft der menschlichen Sprache setze dann ein, wenn ein altes Vokabular erschöpft und langweilig geworden ist. Durch die Anziehungskraft rhetorischer Experimente würden die Leute für die neue Rede- und Beschreibungsweise gewonnen, und damit würde der Diskursraum erweitert. Die Pointe dieses sprachlichen Erneuerungsprozesses lautet: Das neue Vokabular hilft nicht alte Probleme zu lösen, sondern durch Entfesselung der sprachlichen Kreativität wird eine Erhöhung der kulturellen Vitalität und Vielfalt erlangt. In diesem Sinne spricht Rorty auch in *Der Spiegel der Natur* von „Bildung“¹¹⁸ als dem eigentlichen Ziel der Philosophie als Hermeneutik. Darunter versteht er das Projekt des Findens von neuen, fruchtbareren Weisen zu sprechen, das den Ausbruch aus einer abgenutzten Sprache und Geisteshaltung ermöglichen soll.¹¹⁹

Die philosophische Überredung durch Neubeschreibung ist Rortys intellektuelles Hauptwerkzeug im zweiten Schritt des nicht-normalen Diskurses. Im Gespräch über Vokabulargrenzen hinweg könne man Anhänger anderer Vokabulare zwar nicht überzeugen, wohl aber überreden. Damit tritt an dieser Stelle die Erzählung als Mittel der Überredung in den Mittelpunkt. Dementsprechend versteht auch David Hall Rorty primär als Prophet und Poet, der eine neue *Erzählung* des Liberalismus anbietet. Für sie sei rhetorische Überzeugungskraft essenziell. Und dort wo

117 KIS, 30; vgl. KIS, 135; EHO, 121, 125; PSH, xix; SN, 401; Rorty (1986), 114. Vgl. dazu Zill (2001), 117ff.

118 SN, 389.

119 Vgl. SN, 22, 389ff; KIS, 28ff. Vgl. dazu Hellesnes (1992), 195f. In SN, 390 skizziert Rorty zwei Wege der Bildung: 1. die hermeneutische Tätigkeit, Verbindungen zu anderen Kulturen, Zeiten oder generell inkommensurablen Vokabularen herzustellen 2. die „poetische“ Aktivität der Neubeschreibung. Zu der von Rorty nach SN wieder aufgegebenen Selbstbezeichnung „Hermeneutik“ für seine Philosophie siehe unten Kap. VI.2.2.

philosophische Argumentation betrieben werde, könne diese selbst als rhetorische Technik für ein bestimmtes Auditorium angesehen werden, als pragmatisch autorisierter Fall von Erzählung.¹²⁰ Handelt es sich also letztlich bei Rortys Versuch der Verabschiedung nur um eine Art Wittgenstein'sche Propaganda für seinen Denkstil und gegen den repräsentationalistischen Denkstil?¹²¹ Zählt allein die narrative Präsenz in einer Konkurrenz der Erzählungen? Es scheint die Rhetorik – mit all ihren Gefahren – und nicht die Logik entscheidend, wenn Rorty selbst in *Kontingenz, Ironie und Solidarität* von einer „allgemeinen Wendung gegen die Theorie und zur Erzählung“¹²² spricht. Zumal er die Notwendigkeit von Taschenspieler-Kunststücken betont, als notwendiges Mittel philosophischer Revolutionen; und auch die Angemessenheit von Rhetorik und Neubeschreibung verteidigt, um seine Überzeugungen so attraktiv wie möglich zu machen.¹²³ Seine Verabschiedung der Erkenntnistheorie scheint darauf hinauszulaufen, dass Theorie generell verabschiedet wird, und nur noch Erzählungen verfasst werden. Hier ist denn auch der systematische Einsatzpunkt der sogenannten „Dämonisierer“, die das Fehlen einer normativen Kennzeichnung des Philosophierens bei Rorty kritisieren und ihn deshalb als zynischen Rhetoriker ansehen.¹²⁴

Wie bereits in der Einleitung angekündigt, wird hier davon ausgegangen, dass eine fruchtbare Interpretation von Rortys „Methode“ der Verabschiedung nur möglich ist, wenn man eine vermittelnde Position zwischen der „dämonisierenden“ und der „deflationistischen“ Lektüre von Rorty einnimmt. Die dämonisierenden Kritiker haben nach dieser Sicht unrecht, wenn sie die Neubeschreibung bloß als eine Form von Rhetorik begreifen, die im Gegensatz zum philosophischen Argumentieren steht. Ohne die Bedeutung von rhetorischen Mitteln für die Überredung durch Neubeschreibung à la Rorty zu leugnen, muss man Rortys Philosophie gegen seinen eigenen antiphilosophischen Reflex beziehungsweise seine antiargumentative Metaphilosophie verteidigen. Nicht nur für den ersten – argumentativen Schritt – der Verabschiedung gilt, dass eine nicht-philosophische Interpretation von Rorty fast unmöglich ist. Es handelt sich bei dem zweiten Schritt um eine *rationale* Überredung.¹²⁵ Auch die erzählende Neubeschreibung unterliegt Beschränkungen. Diese sind zum einen konversationeller Art (1). Zum anderen aber gilt: Jede Neubeschreibung wird letztlich beurteilt anhand eines Kriteriums, und zwar des pragmatischen Kriteriums der Nützlichkeit (2).

120 Vgl. Hall (1994); auch Melkonian (1999), 34f.

121 Vgl. dazu Welsch (2000), 171.

122 KIS, 16f.

123 Vgl. SN, 72. Vgl. dazu Bernstein (2003), 129.

124. Vgl. Ramberg (2000), 144ff.

125 Vgl. Ramberg (2000), 150f; Heal (1990), 102. Vgl. auch Malachowski (1990a), 141f. Dort bemerkt Alan Malachowski, dass Rorty auf der einen Seite die Rolle von vernunftbasierten Diskursen herunterspiele. Zugleich würde er aber fortfahren damit, nicht nur Widersprüche im Denken seiner Gegner aufzuzeigen, sondern auch Gründe für seine Sichtweisen anzugeben.

(1) Auch wenn die Möglichkeit der Argumentation mit dem Bezug auf die Realität an sich entfällt, muss sich jede Neubeschreibung an die „conversational norms“¹²⁶ halten, die innerhalb der relevanten Rechtfertigungsgemeinschaft akzeptiert sind. Die Einhaltung dieser Standards entscheidet darüber, ob eine Neubeschreibung als interessant betrachtet wird. Neben der Einhaltung der Forderung nach Kohärenz muss der Bezug der Neubeschreibung auf die Tradition als plausibel betrachtet werden. Denn die erzählende Neubeschreibung tritt in der Regel in der Gestalt einer historische Rekontextualisierung auf; sie stellt einen neuartigen Bezug auf die Tradition her. Sie kann sich nicht auf die Relation zur realen Essenz berufen, sondern nur eine plausible narrative Beziehung zur Vergangenheit anbieten. Generell wird Forschung insgesamt in Rortys antiessenzialistischer Sicht als andauernde Rekontextualisierung angesehen. Diese ist nicht sinnvoll als ein Zerstören des Scheins und Enthüllung der Wirklichkeit zu denken, sondern als fortgesetzte Neubeschreibung dessen, was geschehen kann oder geschehen ist – vergleichbar nicht mit der Realität, sondern mit alternativen Beschreibungen. Entscheidungen zwischen konkurrierenden Beschreibungen werden nicht anhand der nackten Tatsachen getroffen, sondern indem man Szenarien gegen Kontrast-Szenarien beziehungsweise Beschreibungen gegen Neubeschreibungen abwägt. Um daher eine Neubeschreibung der Tradition wirklich plausibel zu machen, ist abgesehen von den nötigen rhetorischen Fähigkeiten ein beträchtliches (philosophie-)historisches Wissen nötig.¹²⁷

(2) Der entscheidende Grund für die Aufgabe vertrauter Wörter eines alten Vokabulars ist das verlockende Angebot eines plausiblen, neuen Vokabulars mit attraktiveren Wörtern oder Wortverwendungen:

„Interessante Philosophie ist nur selten eine Prüfung der Gründe für und wider eine These. Gewöhnlich ist sie explizit oder implizit Wettkampf zwischen einem erstarrten Vokabular, das hemmend und ärgerlich geworden ist, und einem neuen Vokabular, das erst halb Form angenommen hat und die vage Versprechung großer Dinge bietet.“¹²⁸

Als einziges „Argument“ bleibt nach Rorty in dieser Situation die Aufforderung, es mal mit dem neuen Vokabular zu versuchen. Das Motto dieser Empfehlungsrhetorik lautet: Versuch es, du wirst es mögen.¹²⁹ Aber diese Aufforderung allein ist nicht ausreichend als Argument zur Aufgabe eines alten Vokabulars, hier des traditionellen Projekts der Philosophie. Es handelt dabei sich auch nicht nur um eine kontingente Änderung der Gewohnheit, zu sprechen. Die Rhetorik ist in diesem darwinistischen Modell der epistemologischen Entwicklung zwar wichtig, aber letztlich nicht entscheidend. Rorty selbst gibt gemäß des von ihm vertretenen Instrumentalismus das entscheidende Beurteilungskriterium von Neubeschreibungen an: Abgesehen von ihrer Originalität und Plausibilität ist es vor allem die Beurteilung des Nutzens der jeweiligen Neubeschreibung, der ausschlaggebend sein wird.

126 Malachowski (2002), 181.

127 Vgl. KIS, 169f, 281. Vgl. dazu Malachowski (2002), 180ff.

128 KIS, 30; vgl. PAK, 237.

129 Vgl. Rorty (1986), 115. Vgl. dazu Welsch (2000), 171.

Diese wird nicht nur auf der Basis ihrer Originalität, sondern vor allem auf der ihrer Nützlichkeit für einen gegebenen Zweck beurteilt werden.¹³⁰ Auch gibt er selbst – wie zum Schluss dieses Teils dargestellt werden wird – als entscheidendes Argument für seine eigene Neubeschreibung des Wahrheitsbegriffs den zu erwartenden Nutzen für die demokratische Gesellschaft an.

Die pragmatistische Beurteilung anhand des erwarteten Nutzens vom Boden der Praxis aus verhindert das Abgleiten in den Irrationalismus, der durch die romantische Betonung der Originalität und der Skepsis gegenüber Argumentation in dieser Situation droht. – Damit gibt die Rekonstruktion von Rortys Philosophie im Rahmen dieser Studie auch bei der Frage der Verabschiedung dem pragmatistischen Moment den Vorrang vor deren romantischen Moment. Nur diese Art der Interpretation nimmt seinen eigenen Instrumentalismus ernst. Die entscheidende Motivation für einen Versuch mit dem neuen Vokabular ist die Hoffnung auf einen höheren Nutzen. Gemäß der für den Instrumentalismus zentralen Werkzeugmetapher sind auch kreative Neubeschreibungen mit Werkzeugen zu vergleichen. Die Erfindung einer Neubeschreibung ist daher analog zu sehen mit der Erfindung eines neuen Werkzeuges zur Erreichung eines bestimmten Zweckes. Der Übergang zu einem neuen Vokabular als interessantere und ergebnisreichere Beschreibungsweise wird anhand des Gesichtspunktes der Fruchtbarkeit entschieden. Wenn der Übergang überhaupt bewusst erfolgt, dann dürfte die erwartete Überlegenheit der Neubeschreibung bei der Lösung bestehender Probleme, insbesondere zur Auflösung von Widersprüchen bestehender Vokabulare entscheidend sein. Sein eigenes sprachpragmatistisches Vokabular will Rorty entsprechend auch als neues Werkzeug attraktiv machen, indem er zeigt, wie man es zur Beschreibung einer Vielfalt von Themen gebrauchen kann.¹³¹ Dabei ist natürlich das oben erwähnte „Kontinuum der Mittel und Zwecke“ zu berücksichtigen. Neue Vokabulare können auch unsere Zwecke selbst verändern, beziehungsweise neue Zwecke erst schaffen. In dieser Situation stehen sich auf der Ebene des Gesprächs über Vokabulargrenzen hinweg Berufungen auf unterschiedliche Zwecke gegenüber. Die Entscheidung zwischen diesen erfolgt dann auf dem Boden der bisherigen Sprachpraxis. In jedem Fall ist eine Neubeschreibung dann besonders attraktiv, wenn wir das Gefühl haben, dass wir von den gängigen Vokabularen behindert werden, oder diese sich in Widersprüche verwickeln. In einer derartigen Situation lautet der pragmatische und probabilistische Vorschlag: „Versuchen wir, die offensichtlich fruchtlosen traditionellen Fragen durch [...] neue und möglicherweise interessantere Fragen zu ersetzen.“¹³²

130 Vgl. etwa HSE, 62; COP, xl.

131 Vgl. KIS, 31ff, 77; vgl. auch EHO, 126.

132 KIS, 31. Auch Rortys begründungstheoretische Utopie, die im folgenden Hauptteil im Mittelpunkt steht, versteht sich als Vorschlag eines solchen Experiments. Gemäß der hier entwickelten instrumentalistischen Interpretation, dass der zu erwartende Nutzen von Neubeschreibungen entscheidend ist, enthält der dritte Teil dieser Studie dann, wie in der Einleitung angekündigt, den Versuch einer Prüfung dieser utopischen Neubeschreibung anhand ihrer möglichen Konsequenzen.

III.3.2 Rhetorische Strategien der erzählerischen Neubeschreibung

Um eine Neubeschreibung attraktiv zu machen, gilt für Rorty: „Erzählungen sind ein völlig legitimes Mittel zur Überzeugung.“¹³³ Als Erzähler seiner konsequent pragmatistischen Neubeschreibung der Kultur erweist er sich selbst als brillanter Schriftsteller, der insbesondere mit den rhetorischen Mitteln des Stilbruchs und des Wechsels der Stilebenen operiert.¹³⁴ Die für ihn besonders typische Schreibstrategie ist die einer provozierenden Banalisierung vermeintlich tiefer Probleme, verbunden mit einer ungewöhnlichen Leichtigkeit und Flüssigkeit des Stils. Seine oft kühnen Neubeschreibungen alter philosophischer Konstellationen zeichnen sich durch eine irritierende – aber zugleich oft erhellende – Rücksichtslosigkeit gegenüber etablierten Fragestellungen aus. Als „genialer Vereinfacher und philosophischer Visionär“¹³⁵, der über eine profunde philosophiegeschichtliche Bildung verfügt, verknüpft er souverän und mit gewitzter Bricolagetechnik die unterschiedlichsten Autoren und Ansätze zu anregenden Kartografien des philosophischen Terrains. Dabei sind sein scheinbar mangelnder Tiefgang und die damit verbundene Provokation eine Taktik, die der produktiven Verunsicherung und der Öffnung für neue Gedanken dient. Dies gilt insbesondere für die meist zunächst Kopfschütteln hervorgerufenen philosophiegeschichtlichen Urteile, die er mit befreiender Frechheit einsetzt.¹³⁶

Sein neopragmatistischer Gegenspieler Jürgen Habermas spricht von einer Freude am Schock der Deflationierung. Rorty betreibe das Geschäft einer therapeutischen Entsublimierung falscher theoretischer Ansprüche, allerdings in ernster Absicht. Hinter der populären populären Fassade eines oberflächlichen und frivolen Pragmatismus stecke eine solide Theorie, die sich an die professionellen Standards seiner Kritiker hält:

„Rorty überfällt seine Leser mit perspektivenbildenden Paarbegriffen, er schockiert sie mit unerwarteten Oppositionen. Die barbarisch vereinfachende Formel, in der er einen komplexen Gedankengang zusammenzuraffen scheint, gibt auf den zweiten Blick eine innovative Deutung preis. Rorty spielt mit den konventionellen Erwartungen der Leser. Ungewöhnliche Namensreihungen sind Aufforderungen zum Umdenken. Die Gedanken blitzen indirekt auf. Manchmal geht es auch nur um eine Akzentuierung.“¹³⁷

Vieles von der Gegnerschaft gegenüber Rorty und der damit meist einhergehenden Unterschätzung seines Denkens ist eine Reaktion auf dessen Stil der bewusst provozierenden Vereinfachung. Immer wieder fallen seine Kritiker auf den Ironiker Rorty rein, der mit seinen eingängigen Zuspitzungen in einer provozierenden Ein-

133 Rorty (1994b), 988.

134 Vgl. Habermas (2008a), 15; Gumbrecht (2000), 64; Reese-Schäfer (1991), 12.

135 So der Titel von Wellmer (2001a).

136 Vgl. u.a. Wellmer (2000b), 48, Wellmer (2001a), 313f, 319; Mayer (2007), 30; Rumana (2000), 5; Wolf (2001), 239.

137 Habermas (2008a), 36; vgl. Habermas (2008a), 15, 19, 33.

fachheit à la James gekonnt seine Gegner reizt.¹³⁸ Rorty bezeichnet selbst seinen eigenen Stil als oberflächlich und leichtfertig. Allerdings liege ihm eine moralische Absicht zugrunde. Seine ironisch-ästhetische Leichtfertigkeit im Umgang mit traditionellen philosophischen Fragen diene dazu, seine Mitbürger davon abzubringen, diese Fragen immer noch ernst zu nehmen.¹³⁹ Den Preis der Ungenauigkeit dieser Strategie der provozierenden Leichtfertigkeit nimmt Rorty dabei für den Sprengsatzeffekt seiner Pointen in Kauf. Was dazu führt, dass er regelmäßig in der Folge „zurückrudern“ muss, indem er im Laufe der Diskussion von seinen vereinfachenden Positionen zumindest teilweise wieder abrückt. Für David Hall ist er deshalb nicht nur ein Meister der Ironie, sondern auch ihr Sklave.¹⁴⁰

Abgesehen von seinem „leichtfertigen“ Stil setzt Rorty als Erzähler ein ganzes Bündel an rhetorischen Techniken ein, die direkt auf Verabschiedung zielen. Zunächst sei hier noch einmal seine Verwendung von Metaphern genannt: Das Gespräch über Vokabulargrenzen hinweg ist der systematische Ort für die oben in ihrer zentralen Bedeutung skizzierten Benutzung von Metaphern: „Wo Argumentation – im Sinne von Folgerungen aus Prämissen, über deren Bedeutung und Implikationen sich beide Seiten im Klaren sind – nichts fruchtet, haben Metaphern mitunter Erfolg.“¹⁴¹ Metaphern und nicht Argumente sind die entscheidenden Gründe zum Wechsel von Vokabularen. Sie leisten nach Rorty die reale motivierende Arbeit hinter der Szene der philosophischen Begriffswahl; sie sind der eigentliche Motor des philosophischen Diskurses. Rortys Suche nach neuen, attraktiven Meta-

138 Vgl. Nagl (1998), 160; Hall (1994), 9. Auch die klassischen Pragmatisten waren nicht unschuldig an Missverständnissen bei der Rezeption ihres Denkens. Vor allem William James' Metaphorik hat gerade die deutschsprachige Rezeption des Pragmatismus entscheidend geprägt. Aber abgesehen von Ausdrücken wie der *cash value* der Wahrheit trug auch der bewusst provozierend einfache Stil der pragmatistischen Autoren zur Ablehnung ihrer Thesen bei. Dieser Stil war und ist allerdings programmatisch begründet. So bezeichnete William James seine Philosophie unter anderem als „Popular Philosophy“ (James (2000), 191), die nur Fragen beantworten will, die für das normale Publikum wichtig sind. Seine Verwendung der Alltagssprache geschah aus Protest. Denn in den exklusiven Sprachen der Philosophen sah er nur verkappten Hochmut; vgl. dazu Marcuse, L. (1994), 13, 61; Diaz-Bone/Schubert (1996), 11. Gegen die schwergewichtige deutsche und die verspielte französische Philosophie ist auch der Common-Sensehafte Schreibstil von Rortys Vorbild John Dewey gerichtet; vgl. Joas (1992b), 8. Und auch Richard Rortys oft provozierend einfach gewählte Sprache ist programmatisch begründet; vgl. COP, xiv.

139 Vgl. SO, 107f.

140 Hall (1994), 138ff. Ein typisches Beispiel für den Preis des „Zurückruderns“ ist die Selbstbezeichnung als „bürgerlicher Liberaler postmoderner Prägung“ (Rorty (1995)). Wie bereits in der Einleitung erwähnt, bedauerte Rorty sehr schnell, den Ausdruck postmodern verwendet zu haben. Auch die Wahl des provokativen Begriffs „Ethnozentrismus“ zur Bezeichnung seiner kontextualistische Diskurstheorie hat er nachträglich bedauert. Siehe dazu unten Kap. IX.1.

141 Rorty in Schäfer/Tietz/Zill (Hg.) (2001), 50.

phern für den Pragmatismus hat ihn zu der Erneuerung der oben besprochenen, zentralen Metapher des Werkzeuges geführt.¹⁴²

Im Folgenden werden beispielhaft noch drei weitere Mittel des Erzählers Rorty kurz vorgestellt: zunächst das von ihm häufig verwendete rhetorische Mittel der Anrufung von Wir-Gruppen. Er versteckt sich hinter der Autorität anderer Autoren, während er zugleich ein starkes Fehllesen ihrer Texte betreibt (a); dann als Beispiel für die Technik der utopischen Erzählung diejenige der Antipoden in *Der Spiegel der Natur* (b). Abschließend die dramaturgische Zuspitzung auf exklusive Alternativen – am Beispiel der von Rorty aufgestellten Alternative „Metaphysik oder radikaler Pragmatismus“ (c). Die Frage, ob es sich bei dieser Alternative wirklich nur um eine rhetorische Technik handelt, leitet dann über auf das letzte Kapitel dieses Teils.

(a) Die erzählerische Strategie des Versteckens hinter der Autorität anderer Autoren wird von Rorty immer wieder verwendet. Die Rekonstruktion seiner Kritik der Erkenntnistheorie und seiner neopragmatistischen Alternative hat gezeigt, dass es neben seinem pragmatistischen Vorbild John Dewey insbesondere Donald Davidson ist, auf den er sich durchgehend beruft. Beim Werben für seinen minimalistischen, kontextualistischen Liberalismus steht hingegen der Bezug zu John Rawls im Mittelpunkt. Rorty personalisiert die von ihm beschriebenen Positionen fast immer und ist dabei alles andere als zurückhaltend, potenzielle Alliierte zu entdecken.¹⁴³ Sein „Verstecken“ hinter der Autorität anderer Autoren konkretisiert sich stilistisch in der Anrufung einer jeweiligen Wir-Gruppe zur Selbstbezeichnung, zum Beispiel: „Wir Davidsonianer“, „wir als brave Anhänger Darwins“, „wir, an Wittgenstein geschulten Therapeuten“, aber auch: „Wir reichen nordamerikanischen Bürger“, „Wir Anständigen, Liberalen, Humanitären“, „Wir Philosophieprofessoren“, „Wir Antimetaphysiker“ – und natürlich: „Wir Ironiker“.¹⁴⁴ Dabei spielt insbesondere die Personalisierung eine große Rolle, das heißt Rorty verwendet „Helden“ und „Bösewichter“ als dramatisches Stilmittel, um seiner Neubeschreibung Überredungskraft zu verleihen.¹⁴⁵

Rortys Beleihen der Autorität anderer Denker geht einher mit einer Reformulierung ihrer Gedanken gemäß der eigenen Zwecke. Erst diese Aneignung der Arbeit anderer ermöglicht die eben skizzierte Erzeugung von Verbündeten. Aufgrund seiner philosophiehistorischen Bewandtheit gelingt es ihm immer wieder, überraschende Verbindungen und Verbündete zu erzeugen. Er hat die Fähigkeit, für sein Projekt nützliche Ideen und Gedanken aus den unerwartetsten Diskussionszusammenhängen zu importieren und zu instrumentalisieren. Dabei gelingt es ihm sogar,

142 Vgl. Malachowski (2002), 55; Nagl (1999), 1050.

143 Vgl. Malachowski (1990b), 5; Critchley (1999), 52f. Zu Rortys kontextualistischer Interpretation von Rawls siehe unten Kap. V.3.1.

144 KOZ, 26; WF, 59; KOZ, 143; Rorty (1995), 148; PZ, 152; SE, 11; WF, 407; KIS, 137, dort verwendet Rorty das Wort „wir“ auf einer Seite neun Mal! In Hall (1994), 239ff findet sich die bisher umfassendste Liste der Wir-Gruppen, Helden und Bösewichter des Erzählers Rorty.

145 Vgl. Hall (1994), 189.

aus Gegner Verbündete zu machen. Dazu dient zum Beispiel die Aneignung nur ganz bestimmter Thesen des jeweiligen Autors beziehungsweise die einseitige Auswahl von Zitaten. Es kann sich aber auch um eine konsequente Verlängerung von bestimmten Anschauungen handeln, um „den alten Worten in subversiver Weise eine neuen Drall [zu, M.M.] geben.“¹⁴⁶

Rorty versteht seinen Umgang mit der Tradition nicht archivarisch, sondern kreativ und instrumentalistisch, ohne jede sentimentale Nostalgie: „The tradition needs to be utilized, as one utilizes a bag of tools. Some of these tools [...] will turn out no longer to have a use, and can just be tossed out. Others can be refurbished. Sometimes new tools may have to be invented on the spot.“¹⁴⁷ Zur Rechtfertigung dieses pragmatischen Umgangs mit der philosophische Tradition und der selektiven Anknüpfung an ihre Texte bezieht Rorty erneut auf den oben bereits erwähnten Literaturwissenschaftler Harold Bloom; und zwar auf dessen Eintreten für die dichterische Freiheit des absichtlichen, starken Fehllesens: „The critic asks neither the author nor the text about their intentions but simply beats the text into a shape which will serve his own purpose.“¹⁴⁸ Dem starken Fehllesen geht es nicht darum, was mit dem jeweiligen Text intendiert war, sondern es will diesen auf möglichst originelle Weise für die eigenen Ideen fruchtbar machen. Die Interpretation von Texten im Sinne der eigenen Zwecke wird von Rorty als produktives Mittel der Neubeschreibung geschätzt, auch wenn sie der Intention des Autors diametral entgegensteht. Auch die Texte großer Denker werden als Vektorsumme kontingenter Kräfte gesehen und damit als Ansammlung brauchbarer Materialien beziehungsweise Werkzeuge.¹⁴⁹ Seine Variante des starken Fehllesens ist Konsequenz seines pragmatistischen Antiessenzialismus, der natürlich auch für Texte gilt. Auch bei diesen könne es nicht um ehrfürchtige Exegese gehen. Die instrumentalistische Maxime laute vielmehr: Alles kann für jeden Zweck verwendet werden, wenn man dafür den richtigen Kontext findet. Rorty plädiert explizit für: „decontextualization and self-interested reading“.¹⁵⁰

146 KOZ, 131. Vgl. dazu Malachowski (2002), 49ff; Rumana (2000), 55. Simon Critchley kritisiert, dass Rortys Verbündete aufgrund dieser Technik zum Teil nur Karikaturen sind; vgl. Critchley (1999), 52f.

147 EHO, 9.

148 COP, 151; vgl. COP, 151ff. Zum Konzept des „starken Fehllesens“ (engl.: strong misreading) bei Bloom siehe insbes. Bloom (1989), 95ff. Vgl. dazu auch Reese-Schäfer (1991), 82ff.

149 Vgl. Rorty in Brandom (Hg.) (2000), 150; WF, 479; u. insbes. Rorty (2003b), wo Rorty den von ihm praktizierten, instrumentalistischen Umgang mit Texten anderer Autoren am Beispiel Heidegger verteidigt.

150 Rorty (2006d), 108. Vgl. dazu Rumana (2002), xi. Dass Rortys Vorgehen im Zentrum der Kritik steht, ist dennoch nicht verwunderlich. Für eine humorvolle Kritik vgl. Den-net (1982), 349ff. Daniel Denket führt dort den sog. Rorty-Faktor als hermeneutisches Prinzip zur Lektüre von dessen Interpretationen ein: Man nehme was immer Rorty über irgendjemandes Ansicht sagt und multipliziere es mit 0.742.

Bei der Technik des kreativen Fehllesens handelt es sich um eine Art Rhetorik der Befreiung, aber nicht der Beliebigkeit. Der quasi-nietzscheanische Wille zur Interpretation und zur pragmatischen Rekontextualisierung ist gepaart mit dem gleichzeitigen Verstecken hinter Autoritäten der Tradition. Denn noch die stärkste Interpretation ist auf eine gemeinsame Tradition angewiesen. Wenn man jede Autorität jenseits der geteilten kontingenten Sprachpraxis ablehnt, bleibt als anerkannte Autorität allein die hermeneutische Autorität der gemeinsamen kulturellen Tradition. Zu Rortys Techniken, sein neues Vokabular attraktiv zu machen, gehört daher, sich selbst in einer bestimmten Tradition zu verankern und sich seiner Verbündeten zu versichern, indem er aufzählt, wem er folgt beziehungsweise wer seiner Meinung ist und wer nicht. So bleibt nach Rorty (wie bei Bloom) letztlich auch ein Kanon wichtig, denn er sieht die Notwendigkeit von Helden, von Berggipfeln unserer Kultur, zu denen wir emporblicken.¹⁵¹ Wie im nächsten Kapitel zu zeigen sein wird, lautet Rortys antiautoritäres Leitmotiv Solidarität statt Objektivität; daher die zentrale Rolle der Anrufung von realen und gedachten rhetorischen Gemeinschaften in der historischen Rekontextualisierung.

(b) Schon bei der therapeutischen Ideengeschichte kündigt sich das Mittel der Erzählung durch historische Rekontextualisierung als eine zentrale Technik des zweiten Schrittes der Verabschiedung an. Die erzählerische Neubeschreibung ist in der Regel verbunden mit einer historischen Rekontextualisierung. Aber Rorty verwendet auch rein fiktionale Erzählungen als Mittel der Reflexion auf unsere Kontingenz. Man muss bei ihm mit Erzählungen rechnen, „die unsere Gegenwart einerseits mit Vergangenheit, andererseits mit zukünftigen Utopien verbinden.“¹⁵² Er setzt das erzählerische Mittel von fiktionalen Geschichten regelmäßig ein. Es handelt sich um Erzählungen, wie die Dinge in einer anderen möglichen Welt aussehen würden, also um eine Form des literarischen Gedankenexperiments.¹⁵³

151 Vgl. WF, 392. Vgl. dazu Zill (2001), 117; Reese-Schäfer (1991), 84. Das Verstecken hinter Autoritäten der eigenen Tradition widerspricht daher nur auf dem ersten Blick dem Ziel des Antiautoritarismus!

152 KIS, 17. Vgl. Malachowski (2002), 55; Tartaglia (2007), 72.

153 So etwa der fiktive Zeitungsbericht über die endgültige Einigung aller Philosophen über alle bisher strittigen Fragen über Rationalität, Moralität und (demnächst) Ästhetik auf einem philosophischen Kongress. Sein Thema ist: Wie würde die Reaktion unserer liberalen Gesellschaft auf diese Anmaßung aussehen?; vgl. ORT, 43f. Siehe auch die Skizze einer möglichen geschichtlichen Welt, in der Martin Heidegger durch die Liebe zu einer jüdischen Studentin zum Nazigegner geworden ist. Mit ihr will Rorty die essentialistische Sicht der Verbindung von Heideggers (privaten) Versuch der Überwindung der Metaphysik zu dessen politischen Anschauungen infrage stellen; vgl. Rorty, R. (2003b), 142ff. Ein weiteres Beispiel für Rortys kreative erzählerische Mitteln ist der fiktive Rückblick *Looking Backward from the Year 2096*; vgl. PSH, 243-251 bzw. Rorty (1997a). Dieser sozialkritische Text ist als rhetorische Glanzleistung des liberalen „Propheten“ Rorty zugleich eine Hommage an Edward Bellamys *Looking Backward 2000-1887*.

„Weit weg, auf der anderen Seite unserer Galaxie, gab es einen Planeten, auf dem Wesen wie wir lebten, federlose Zweifüßler, die Häuser und Bomben bauten sowie Gedichte und Computerprogramme schrieben. Diese Wesen wussten nicht, dass sie mentale Zustände hatten.“¹⁵⁴ So beginnt die Erzählung über eine Expedition auf den Planeten Antipodea in *Der Spiegel der Natur*. Die materialistischen Bewohner dieses Planeten, die Antipoden, werden als fiktive Sprachgemeinschaft von Personen ohne mentale Zustände geschildert. Für sie erfüllen Berichte über Neurales dieselbe Funktion wie für die dualistischen Terrestriker die Berichte über Mentales. Die Rede von Geist und Materie ist in ihren Augen nichts anderes als eine unglückliche Entwicklung der terrestrischen Sprache. Den dualistischen Philosophen, die Mitglieder der Forschergruppe von der Erde sind, gelingt es nicht, die Antipoden zu überzeugen, dass und warum sie neben den neuralen Zuständen auch noch mentale Zustände haben müssten. Es bleibt für sie letztlich offen, ob die Antipoden neben den neuralen nicht doch noch zusätzlich mentale Zustände haben. Den materialistischen Antipoden hingegen ist unklar, warum die terrestrischen Dualisten neben neuronalen auch noch mentale Zustände haben wollen. Dieser Streit zwischen Materialisten und Dualisten bleibt in Rortys Geschichte unlösbar und dient als Beispiel für das Zusammenstoßen zweier inkommensurabler Vokabulare.¹⁵⁵

Die fiktive Erzählung der Antipoden lädt zu folgendem Gedankenexperiment ein: Was wäre, wenn wir anstelle des mentalistischen Vokabulars in unserer Sprachgemeinschaft von Anfang an ein neurophysiologisches Vokabular gelernt hätten, um unsere mentalen Zustände zu beschreiben, und wir damit gar nicht über das mentalistische Vokabular verfügten? Es gibt nach Rorty drei Möglichkeiten der Beschreibung dieser Situation: Wir könnten erstens über unsere Erlebnisse nichts sagen. Das neurophysiologische Vokabular hätte zweitens für uns die Bedeutung des mentalistischen Vokabulars, also eine andere Bedeutung, als es faktisch hat. Wir hätten drittens die mentalistische Stufe in der Erklärung unseres Verhalten übersprungen und wären gleichsam geborene eliminative Materialisten. Diese letzte Möglichkeit will Rorty mit seiner Erzählung starkmachen: Der Dualismus Geist/Körper ist demnach nur aufgrund einer bestimmten kulturellen Entwicklung entstanden. Das Beispiel der Antipoden zeigt, dass auch eine gänzlich andere Entwicklung vorstellbar ist. Über die Adäquatheit beider inkommensurablen Paradigmen kann letztlich rational nicht entschieden werden. Sprache generell, und damit auch das Vokabular der Bewusstseinstheorie, ist als Ergebnis von kulturellen Entwicklungen kontingent. Der intuitive Widerstand gegen den eliminativen Materialismus der Antipoden und das Unbehagen, dass unser mentalistisches Vokabular wie jedes andere Vokabular behandelt werden soll, beruht letztlich auf falschen erkenntnistheoretischen Prämissen. Gemäß des Antirepräsentationalismus gibt es jedoch keine theorieneutralen inneren Gegebenheiten und damit auch kein absolut privilegiertes mentalistisches Sprachspiel.¹⁵⁶

154 SN, 85. Zum Folgenden vgl. SN, 85-145.

155 Vgl. Berberich (1991), 163ff.

156 Vgl. dazu Berberich (1991), 165. Zu Rortys Kritik der vermeintlich unbezweifelbaren Kriterien des Mentalen als Ergebnis sozialer Praktiken, siehe SN, 22ff, 104ff.

Die Erzählung der Antipoden hat die Funktion, gegen Descartes' Erfindung des Mentalen die Selbstauflösung der Theorie des Mentalen zu illustrieren. Rorty will den Verdacht wecken, „dass unsere sogenannten ‚Intuitionen‘ darüber, was mental ist, möglicherweise in nichts anderem bestehen als unserer Bereitwilligkeit, hier mit einem spezifisch philosophischen Sprachspiel ins Haus zu fallen.“¹⁵⁷ Die für unsere Kultur intuitive Unterscheidung Geist/Körper wird von ihm als kontingente, geschichtlich entstandene Unterscheidung problematisiert, die auf die Cartesische Verdrängung des antiken und mittelalterlichen Problems der Vernunft durch das moderne Problem des Bewusstseins basiere.¹⁵⁸ Die etwas ausführlichere Rekonstruktion der Erzählung der Antipoden als Personen ohne mentale Zustände hat einen systematischen Stellenwert. An ihr zeigt sich zum einen *inhaltlich* an zentraler Stelle, dass die Verabschiedung des Repräsentationalismus eine entscheidende Konsequenz für unser Selbstbild als menschliche Wesen hat. Mit der historistischen Kritik des Cartesischen Subjekt-/Objekt-Denkens und der Zwei-Welten-Lehre von erkennendem Geist im Kontrast zur materiellen Welt gerät nach Rorty der Versuch der erkenntnistheoretischen Absicherung unserer Einzigartigkeit angesichts von Kontingenz und Vergänglichkeit ins Wanken. Und mit einer Verabschiedung der intuitiven Unterscheidung von Geist und Körper als eingeschliffene Redensart, die uns nur deshalb natürlich vorkommt, weil wir uns an sie gewöhnt haben, ent falle die Grundlage der Auszeichnung des Menschen als das erkennende Wesen.¹⁵⁹

Unter dem in diesem Kapitel im Fokus stehenden *methodischen* Gesichtspunkt illustriert die Geschichte der materialistischen Antipoden zum anderen Rortys Ziel der therapeutischen Verabschiedung der Erkenntnistheorie und ihrer Probleme. Es geht ihm gerade nicht darum, mit seiner Erzählung eine Lösung des Leib/Seele Problems durch die Position des eliminativen Materialismus attraktiv zu machen. Sein Ziel ist die therapeutische Auflösung des Problems. Daher ist es wichtig, die Position des eliminativen Materialismus, wie sie in *Der Spiegel der Natur* vorgestellt wird, nicht als weitere Position innerhalb der traditionellen Debatte zu begreifen, sondern als Versuch, die gesamte Tradition dieser Debatte zu unterhöhlen.¹⁶⁰ Das Fazit der Antipoden-Geschichte lautet nicht: Was wir Geist nennen, ist in Wahrheit nichts anderes als Gehirnphänomene; sondern: Es ist eine Kultur denkbar, in dem das mentalistische Vokabular nicht benutzt wird, sondern ein anderes Vokabular. Die Rede des mentalistischen Vokabular über „Geist“ soll auf diese Weise als kontingent und damit als optional erwiesen werden. Wir könnten unseren Geist, und damit alle Probleme des Geist-/Körper-Dualismus verschwinden lassen, indem

157 SN, 32.

158 Vgl. SN, 144.

159 Vgl. Horster (1991a), 32f. Rorty ist sich dessen voll bewusst, kritisiert aber die Verwechslung von Wissenschaft und Ethik; vgl. SN, 145. Und er plädiert für die Trennung der Probleme des Bewusstseins, der Vernunft und der Personalität; vgl. SN, 50.

160 Vgl. SN, 17, 46. Vgl. dazu auch Gross (2008), 18f – Rorty selbst hatte zunächst innerhalb der Geist/Körper-Debatte die Position des eliminativen Materialismus vertreten, sich aber bereits in den 70er Jahren davon wieder verabschiedet. Für Literatur zu Rortys eliminativen Materialismus siehe Rumana (2002), 49f.

wir uns daran gewöhnten, nicht mehr im mentalistischen Vokabular zu reden, sondern ein anderes Vokabular zu benutzen. Da wir nicht erkennen können, welches Vokabular über uns selbst wahr ist, sollten wir im Übrigen diese Entscheidung anhand des Nutzens des jeweiligen Vokabulars treffen. Die Geschichte der Antipoden als fiktive Sprachgemeinschaft eliminativer Materialisten ist ein *erzählerisches* Mittel zur therapeutischen Verabschiedung des Repräsentationalismus und des Essenzialismus auf dem Weg eines *philosophischen* Gedankenexperiments. Sie ist die theoretische Parallele zu Rortys Begründungsutopie einer Gesellschaft liberaler Ironiker zur Verabschiedung des Dualismus zwischen Absolutismus und Relativismus.

(c) Zu Rortys Techniken der Erzählung zählt auch die dramaturgische Zuspitzung auf exklusive Alternativen. Das wichtigste Beispiel hierfür ist die von ihm selbst aufgestellte Alternative: Platonismus oder radikaler Pragmatismus. Handelt es sich bei dieser aber wirklich nur um eine falsche Alternative als Teil einer rhetorischen Strategie, oder ist es eine philosophisch gerechtfertigte Disjunktion?

Zunächst ist hier daran zu erinnern, dass eines der wesentlichen Kennzeichen des Pragmatismus eigentlich dessen antidualistische Position ist. Von Peirces Kritik an Descartes bis hin zu den Neopragmatisten besteht die generelle Stoßrichtung darin, essenzielle Unterscheidungen in graduelle und temporäre einzuebennen. Auch für Rorty ist der Pragmatismus eine Bewegung, die philosophische Dualismen kritisiert, um die aus ihnen resultierenden Probleme aufzulösen. „Antidualisten“ sei vielleicht sogar die beste (Selbst-)Bezeichnung für holistische Pragmatisten wie er.¹⁶¹ Denn diese plädierten nachdrücklich dafür, herkömmliche Gattungsunterscheidungen zu nivellieren und zu trivialisieren, indem sie durch Unterscheidungen des Komplexitätsgrades ersetzt werden. Sie werden pragmatistisch reinterpretiert als: “momentarily convenient blocking-out of regions along a spectrum, rather than as recognition of an ontological, or methodological, or epistemological divide.”¹⁶² Rortys antidualistische Kritik richtet sich dabei insbesondere gegen die außerordentlich folgenreiche essenzialistische Unterscheidung von Wesen und Erscheinung. Aber auch die Dualismen von Subjekt/Objekt, Tatsachen/Werte, Wissenschaft/Moral werden von ihm als früher nützliche Unterscheidungen, die inzwischen obsolet geworden sind, betrachtet. Sie gelte es daher zu verwischen, beziehungsweise instrumentalistisch zu unterlaufen.¹⁶³

161 Rorty (1997e), 8; vgl. Rorty (1990d), 55. Vgl. dazu Schubert/Spree (2001), 23. Siehe dazu Rortys halb-autobiografischen Bericht über den Fortschritt des Pragmatisten: „Zu Beginn [...] dämmert dem Aufzuklärenden, dass alle großen Dualismen der abendländischen Philosophie [...] überholt sind. Sie lassen sich weder zu höheren Synthesen verbinden noch aufheben, sondern nur mehr oder weniger gezielt vergessen.“ (Rorty (1996a), 101f).

162 ORT, 84; vgl. Rorty (1997e), 6ff; HSE, 81; KOZ, 143. Dirk Auer spricht von Rortys „Programm einer Pragmatisierung essenzialistischer Unterscheidungen“ (Auer (2004), 67).

163 Vgl. COP, 163; PAK, 225. Auch hier steht Rorty in der Tradition von John Dewey. Dessen antidichotomisches „Kontinuitätstheorem“ zielte vor allem auf den Dualismus von Wissenschaft und Moral. Zu Deweys – von Hegel und Darwin inspirierten – antidualistischem Prozessdenken; vgl. Nagl (1998), 113ff, 173f.

Angesichts dieses Bekenntnis zum pragmatistischen Antidualismus ist ein eigentümlicher Dualismus umso auffällender, der von Rorty selbst ständig propagiert wird. Die einzig mögliche Wahl sei heute die zwischen platonischer Metaphysik und radikalen Pragmatismus. Eine dritte Möglichkeit zwischen diesen beiden Alternativen schließt er kategorisch aus. Nur mit seinem transformativen Pragmatismus gelinge es, aus dem Vokabular der platonischen Dualismen auszubrechen und damit zur Position des ersten wirklich radikalen Antiplatonismus in der Philosophiegeschichte zu gelangen.¹⁶⁴

Es lässt sich fragen, ob Rortys Antirepräsentationalismus nicht eine überdehnte Platonismuskritik darstellt, die allein rhetorischen Gründen geschuldet ist. Manchmal bekommt man den Eindruck als würde er gegen Positionen anschreiben, die so von kaum einem bedeutenden zeitgenössischen Denker in dieser Form mehr vertreten werden. Um die pragmatische Abrissbirne besser ins Schwingen bringen zu können, wird zuvor eine metaphysische Drohkulisse aus Pappmaschee aufgebaut. Zugleich sieht es dabei so aus, also ob hinter der propagierten lässigen Haltung der Verabschiedung die Melancholie eines enttäuschten Metaphysikers aufscheint.¹⁶⁵ Rorty selbst hat sich zum existenziellen Hintergrund seines „Feldzuges“ gegen den Platonismus geäußert: „Niemand würde sein Leben einem Feldzug gegen die Metaphysik widmen, der nicht irgendwann einmal von Platon und Kant fasziniert gewesen wäre.“¹⁶⁶ Rortys Wende zum Pragmatismus war eine Reaktion auf seine, in der Einleitung bereits erwähnte, „Platon-Ernüchterung“¹⁶⁷. Es ist die Konversion in seiner intellektuellen Biografie vom Platoniker zum Pragmatisten, die auch die Inbrunst verständlich macht, mit der er den exklusiven Gegensatz zwischen Platonismus und radikalem Pragmatismus aufbaut. Mit Richard Bernstein kann man ihn als einen vom heroischen Projekt der essenzialistischen Philosophie abgefallenen Philosophen ansehen, als einen: „one time true believer who has lost his faith“.¹⁶⁸

Viele Kritiker, gerade auch unter den Neopragmatisten, werfen Rorty in diesem Zusammenhang vor, eine falsche Alternative zu propagieren. Aus der (richtigen) Kritik am Repräsentationalismus ziehe er übertriebene, um nicht zu sagen falsche Konsequenzen. Er würde das Kind mit dem Badewasser auszuschütten, indem er eine dritte Möglichkeit zwischen Platonismus und radikalem Pragmatismus kategorisch ausschließt.¹⁶⁹ Als eine Kritikerin unter vielen sei hier Susan Haack genannt. Sie kritisiert, dass Rorty jede Zwischenposition, wie zum Beispiel einen an Peirce orientierten Pragmatismus, tendenziös und ohne treffende Argumente als metaphysisch abstempele. Dieses Hineinmanövrieren seiner Leser in die Wahl zwischen

164 Vgl. KOZ, 126. Rorty formuliert in einem Text über Heidegger sogar die These, dass der (radikale) Pragmatismus nach dem unausweichlichen Zusammenbrechen des Platonismus dessen notwendige „Aufhebung“ sei; vgl. Rorty (1984), 1, 5.

165 Vgl. Brunkhorst (1991), Habermas (1999a), 230f; Geyer (2000), 1040.

166 PZ, 167.

167 PZ, 153; vgl. Rorty in Nystrom/Puckett (1998), 50.

168 Bernstein (1987), 557; vgl. Gumbrecht (2000), 66.

169 Vgl. u.a. Habermas (1999a), 234ff; Putnam (1997), 9; Mounce (1997), 202; Saatkamp (1995), x; Brunkhorst (1997b), 130; Demmerling (2001), 328, 343f.

zwei Extrempositionen trage den Stempel eines für Rorty charakteristischen Alles-oder-Nichts-Denken.¹⁷⁰ Sein in dieser Frage auffallend dualistisches Denken ist in den Augen von Rortys Kritikern allein dramaturgischen Zwängen geschuldet. In Wahrheit sei, so die überwiegende Mehrheit der Rorty-Interpreten, seine Alternative nicht erschöpfend und logisch exklusiv. Es gebe vielmehr viel Platz für stabile Positionen dazwischen, viel Platz zwischen metaphysischem Realismus und Rortyanismus. Beide Extreme seien nicht zu rechtfertigen. Es gebe keinen notwendigen Schluss von der berechtigten Kritik der traditionellen Erkenntnistheorie auf die Forderung nach der Aufgabe deren Projekts. Es gehe vielmehr um die Rekonstruktion des Realismus jenseits der falschen Dichotomien der Tradition. Die Gegenposition zu Rortys Alles-oder-Nichts-Denken lautet in den Worten von Nicholas Smith: „Ironism is not the only alternative to Platonism.“¹⁷¹

Handelt es sich aber wirklich nur um die Inszenierung einer falschen Alternative durch Rorty, die allein Ausdruck einer rhetorischen Strategie ist und zudem nur biografischen Gründen geschuldet ist? Vielleicht ist der dahinterstehende Dualismus von Argumentation und Rhetorik selbst problematisch? Dem stünde Rortys Skepsis gegenüber der Möglichkeit von Argumentation über Vokabulargrenzen hinweg gegenüber. Wie oben erwähnt, gilt in diesem Fall für ihn stellenweise umgekehrt, dass sogenannte rationale Argumentation eine erzählerische Neubeschreibung unter dem Deckmantel der Argumentation darstellt, mithin Argumentation letztlich als Moment der Rhetorik zu betrachten ist. Die oben vorgetragene instrumentalistische Korrektur der Gründe für Vokabularwechsel im Rahmen dieser Studie versucht diese, letztlich irrationalistische, Konsequenz zu vermeiden.

Der hier vertretenen Ansicht nach kann man hinter allen bisher dargestellten erzählerischen Techniken der Verabschiedung philosophische Gründe ausmachen. Bei Rortys Techniken der Erzählungen ist eine enge Verknüpfung von Philosophie und Rhetorik festzustellen: Das Verstecken hinter (historischen) Autoritäten hat seinen Grund in der Bedeutung der Autorität der gemeinsamen kulturellen Tradition in Rortys hermeneutischer Konzeption von Philosophie. Fiktive Erzählungen – wie das besprochene Beispiel der Antipoden – dienen zur Illustration eines philosophischen Gedankenexperiments. Gibt es also auch einen rationalen Grund für Rortys eigenen Dualismus *Metaphysik oder Pragmatismus?*, oder lenkt er damit nur von der entscheidenden Frage ab: *Welche Art von Pragmatismus?* Um der Beantwortung dieser Fragen näher zu kommen, wird Rortys Position im folgenden Kapitel selbst rekontextualisiert; seine, systematisch zentrale Behandlung des Wahrheitsbegriffs wird mit der seines neopragmatistischen Gegners Jürgen Habermas verglichen. Rortys Transformation des Wahrheitsbegriffs steht Habermas' Versuch gegenüber, einen Weg zwischen den beiden Polen von Rortys Alternative zu gehen. Die nun im Fokus stehende Alternative lautet damit: sprachpragmatische Transformation oder Rekonstruktion des Wahrheitsbegriffs?

170 Vgl. Haack (1995), 127.

171 Smith (1996), 116. Zu dieser verbreiteten Kritik vgl. neben Haack (1995) u.a. Heal (1990), 114; Taylor (1990), 262ff, Hartshorne (1995), 26; Farrell (1995), 166ff, 174f; Allen, B. (2000b), 225; Conant (2000), 278.